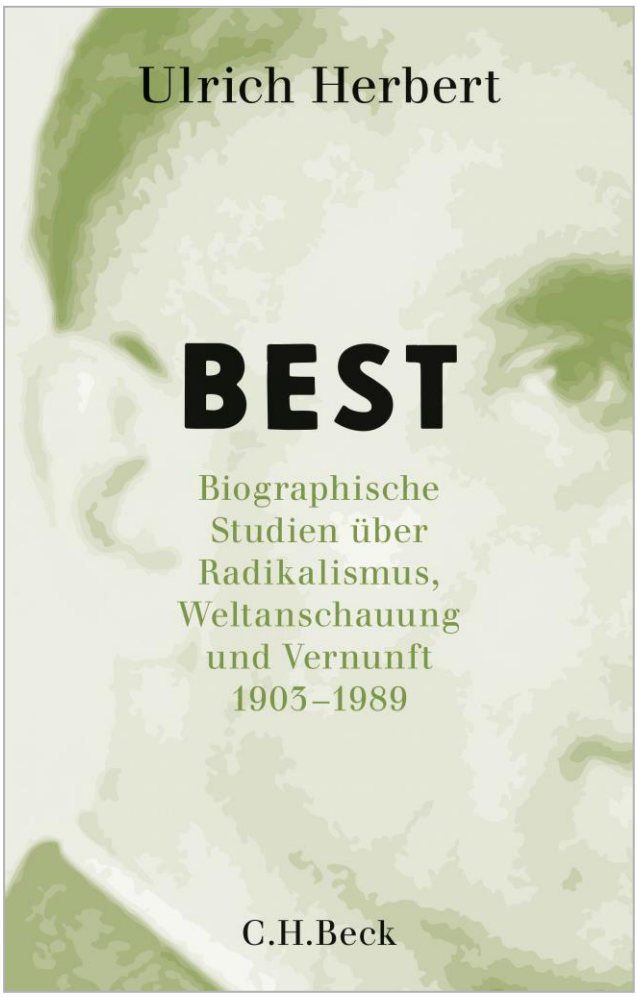
C.H.BECK
www.chbeck.de

Unverkäufliche Leseprobe



Ulrich Herbert
Best
Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft
1903-1989

710 Seiten. Gebunden
ISBN: 978-3-406-68859-1

Weitere Informationen finden Sie hier:
http://www.chbeck.de/15999330

© Verlag C.H.Beck oHG, München

Inhaltsverzeichnis

Einleitung zur Neuauflage 2016 9

ERSTER TEIL

Prolog: Rheinhessen nach dem Krieg 39
Kriegsende in Mainz 39 – Unter französischer Besatzung 41 – Separatistenputsch und «Abwehrkampf» 44 – Thyssen-Tag in Mainz 47 – Die Erfahrungen der «Franzosenzeit» 51

I. Nachkriegsjugend 53

1. Generation der Sachlichkeit 53
Politische Generationen 53 – Generationeller Stil 55 – «Behütete Kindheit» 56 – Jugend in der Nachkriegszeit 60

2. Völkische Studenten 62
Der Deutsche Hochschulring 63 – Juni-Club und Ringbewegung 66 – Volk und völkisch 69 – Studentischer Verfassungsstreit 75 – Sieg der Radikalen 78

3. Aktivist im «Abwehrkampf» 81
Rheinlandarbeit des Hochschulrings 81 – Übergang zum bewaffneten Kampf? 86 – Innerer und äußerer Feind 89 – Hochschulring und Hitler-Putsch 92 – Ende der «schnellen Lösung» 95

II. Politik gegen die Republik 101

1. Heroischer Realismus 101
Zeit der Bünde 101 – Völkische Theorie und elitäres Kämpfertum 106 – Der Krieg und das Recht 109

2. Massenbewegung und Elite 114
Niedergang der Bünde 114 – Die «Geistigen» und die NSDAP 116 – Elite in der Massenpartei 119 – Landtagswahlen 1931 123 – Der Boxheim-Skandal 126

3. Machtergreifung, Machtverlust 133
Landtagspolitik 133 – «Machtergreifung» in Darmstadt 135 – Polizeichef in Hessen 138 – Machtkampf und Sturz 142

ZWEITER TEIL

III. Politische Polizei im «Dritten Reich» 149

1. Die Morde in München 149
Staat, Partei und Polizei 149 – Das bayerische Modell 151 – «Brauner Bolschewismus» 154 – Neuaufbau des SD 157 – Die «Röhm-Aktion» in München 159 – Die Weichenstellung des 30. Juni 162

2. Konsolidierung des Terrors 163
Ausgangslage und Aufgabenstellung 163 – Autonomie der Politischen Polizei – Die Praxis der «Schutzhaft» 166 – Die Misshandlung von Häftlingen 170 – Das dritte Gestapo-Gesetz 177

3. Von der «Abwehr» zur «Prävention» 180
«Arzt am deutschen Volkskörper» 180 – Übernahme der Gesamtpolizei 185 – Von der «Gegnerbekämpfung» zur «rassischen Generalprävention» 188 – Maßnahmestaat und Normenstaat 194

4. Vierte Säule im völkischen Staat 198
Militärische Abwehr und Abwehrpolizei 198 – Funktionswandel des Sicherheitsdienstes 203 – Professionalisierung und Führungspersonal 208 – «Lebensgesetze» und völkisches Rechtsdenken 214

5. «Antisemitismus der Vernunft» 221
Pogrom und «seriöser Antisemitismus» 221 – Generallinie Auswanderung 226 – Austreibung der «Ostjuden» 232 – «Kristallnacht» 236 – Wendepunkt der «Judenpolitik» 240

6. «Völkische Flurbereinigung» 243
Bild und Selbstbild Bests 243 – Bruch mit Heydrich 246 – «Kritik und Apologie des ‹Juristen›» 249 – Einsatzgruppen 252 – Die «Aktionen» in Polen 256 – «Völkische Flurbereinigung» 260 – Das Kalkül des Sachzwangs 264

IV. Frankreich 270

1. «Aufsichtsverwaltung» 270
Das Pariser Szenario 270 – Rückgrat der Kollaboration 273 – «Sicherungshaft» 278 – Kunstraub 279 – Entrechtung der Juden 281 – Volkstum und Besatzungspolitik 284

2. Völkische Großraumordnung 291
Carl Schmitt und die Völkischen 291 – Bests Theorie vom Großraum 295 – Großraumordnung und Vernichtungstheorie 299 – «Herrenschicht oder Führungsvolk?» 304 – Völkische Neuordnung Westeuropas 310

3. Geiselerschießungen und «Judenpolitik» 319
Attentate und «Sühnemaßnahmen» 320 – Eskalation und Alternativen 323 – Verschärfung der «Judenpolitik» 326 – Von der Internierung zur Deportation 330

4. Umbruch in Paris 335
Revirement und Karrieresorgen 335 – Ein Briefwechsel 337 – Heydrich in Paris 341

V. Dänemark 344

1. Das «Musterprotektorat» 344
Best in Kopenhagen 344 – Dänemark im deutschen Kalkül 347 – Telegrammkrise 351 – Regierungsbildung und «Verhandlungspolitik» 355 – Reichstagswahlen 360

2. «August-Aufruhr» 364
Widerstand und innere Machtkämpfe 364 – Massenstreik und Sabotage 369 – Das Ende des «Musterprotektorats» 373 – Ausnahmezustand 376

3. Die «Judenaktion» 382
Vorhaben und Rücksichten 382 – Das Telegramm vom 8. September 384 – Die Rettung der dänischen Juden 388 – Forschung und Legenden 390

4. Widerstand und «Gegenterror» 396
In der Schwebe 396 – Gerichtsbarkeit und «Clearing-Morde» 399 – «Zweifrontenkampf» 404 –Volksstreik in Kopenhagen 407 – Konfrontation mit Hitler 410 – Zwanzigster Juli 412

5. Kriegsende 413
Aktion Taifun 413 – Fahrräder und Sippenhaft 417 – Flüchtlinge 419 – Endkampf im Norden? 421

DRITTER TEIL

VI. Fall und Wiederaufstieg 427

1. Prozesse und Urteile 427
Dänemark und die «Kriegsverbrecherfrage» 427 – Verklärung und Analyse 432 – Nürnberg 437 – Heroismus und Selbstmitleid 443 – «Konstitutioneller Psychopath» 447 – Drei Urteile 451

2. Westdeutschland und die «Kriegsverurteilten» 459
Ausschaltung der NS-Eliten 459 – Kampf gegen die «Siegerjustiz» 461 – Kritik und Revision Nürnbergs 463

3. Rückkehr in die Politik 469
Vom Todesurteil zur Freilassung 469 – Die Morde in München 473 – «Allmähliche Bereinigung» oder «Generalamnestie»? 476 – Die Amnestie-Kampagne 479 – «Wirkliche Verbrecher» 481 – «Endlösung des Kriegsverbrecher-Problems» 483

4. Naumann oder Das Ende der Analogie 487
Die «Ehemaligen» in der FDP 487 – Nationale Sammlung 490 – Die Verhaftungsaktion 492 – Achenbach 495 – Ausgrenzung in den Wohlstand 498

VII. Vergangenheit und Gegenwart 502

1. Sinngebung und Entlastung 502
«Was wollten wir als Nationalsozialisten?» 503 – «Philosophie des Dennoch» 505 – Die Gestapo und der Artikel 131 508 – Bests Entnazifizierung 513

2. Kameradenhilfe 516
Nebenkanzlei Best 516 – Ludwigsburg 517 – Teilamnestie für «Beihilfe»? 521 – Die RSHA-Verfahren 523 – Best und die Historiker 527 – Dokumentenhilfe 529 – «Strategische Führung» 533

3. Das Best-Verfahren 537
Verhaftung und Verhöre 537 – Gutachterkrieg 541 – Letzte Jahre 545

Schluss 548

ANHANG

Anmerkungen 567
Quellen und Literatur 663
Abkürzungen 699
Personenregister 705
Dank 710

Prolog: Rheinhessen nach dem Krieg

Kriegsende in Mainz

Dass der Krieg zu Ende, dass er verloren war, kam im November 1918 für große Teile der deutschen Bevölkerung überraschend; aber in der Provinz war es wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

«Zu unvermittelt war der Umschwung der Dinge über uns gekommen», schrieb rückblickend der rheinische Provinzialdirektor. «Der Ernst unserer Lage war, da unser Heer während vier Kriegsjahren weit in Feindesland lag, den meisten erst unmittelbar vor dem Waffenstillstand klar geworden.»[28] So war in der rheinhessischen Provinzhauptstadt Mainz auch von einer «Revolution» zunächst nur wenig zu spüren. Zwar schwirrten seit Freitag, dem 8. November, allerhand Gerüchte in der Stadt herum, in Kiel sei die Diktatur des Proletariats ausgebrochen und in München irre der bayerische König weinend in seinem Schlosse hin und her – als jedoch der sozialdemokratische Landtagsabgeordnete Bernhard Adelung und andere Arbeiterführer am Abend in einigen Versammlungen zu Ruhe und Besonnenheit aufgerufen hatten, legte sich die Aufregung.[29] Dann aber trafen am späten Abend etwa fünfzig bewaffnete Matrosen mit dem Zug in Mainz ein – aus Frankfurt, wie sogleich kolportiert wurde, von woher aus Mainzer Perspektive ohnehin nichts Gutes zu erwarten war –, besetzten den Bahnhof, verbündeten sich mit Soldaten verschiedener in der Stadt liegender Ersatztruppen, rissen Offizieren und Unteroffizieren die Gradabzeichen ab, marschierten zu den Gefängnissen und ließen sämtliche Gefangenen frei. Sogleich hörte man von Plünderungen, die sich am nächsten Tag fortsetzten und schnell ausweiteten.[30]

Daraufhin griff nun, da die Behörden gelähmt schienen, die Führung der Mainzer Sozialdemokratie ein; aus Offizieren der Garnison und einigen Gewerkschaftsführern wurden unter Vorsitz Adelungs ein Arbeiter- und Soldatenrat gebildet, eine Bürgerwehr aufgestellt, Wachen vor die Magazine beordert. Als Plünderer versuchten, ein weiteres Vorratslager zu erstürmen, wurde scharf geschossen; zwei Menschen starben. Die freigelassenen Gefängnisinsassen fing man schnell wieder ein, ein Plakatanschlag unterrichtete die Bevölkerung darüber, dass der Arbeiter- und Soldatenrat die vollziehende Gewalt übernommen habe; Ausgangssperre, Androhung der Todesstrafe bei Plünderung, Befehl zur Weiterführung der Verwaltungstätigkeit – am Abend des 9. November war die Lage unter Kontrolle. Am Tag darauf unterrichtete Adelung den Mainzer Oberbürgermeister und die Behörden von der stattgehabten Entwicklung. Eine große Demonstration untermauerte die Legitimität des Arbeiter- und Soldatenrats. Der Acht-Stunden-Tag wurde proklamiert. Patrouillen sorgten für Ruhe und Ordnung – unter ihnen «hohe Offiziere mit der roten Armbinde», die sich «in den Dienst der Revolution» gestellt und so verhindert hatten, «daß die bolschewistischen Horden in Mainz zur Herrschaft gelangten».[31] Die Novemberrevolution in Mainz war das Ereignis eines Wochenendes: Am Freitag hatte sie begonnen, am Sonntagabend war sie zu Ende, am Montag ging man wieder zur Arbeit.

Die vordringlichste Aufgabe für die Mainzer Behörden war es in den folgenden Tagen, die Vorbereitungen für den Rückmarsch der deutschen Truppen zu treffen. Denn in dem am 11. November 1918 unterzeichneten Waffenstillstandsabkommen war festgelegt worden, dass innerhalb von 27 Tagen die linksrheinischen Gebiete des Deutschen Reiches, eine zehn Kilometer breite Zone am rechten Rheinufer sowie die Brückenköpfe Köln, Koblenz und Mainz von den deutschen Truppen zu räumen und ab dem 28. Tag von den alliierten Besatzungstruppen zu besetzen waren. Für Mainz bedeutete dies, dass ein erheblicher Teil der im Westen stehenden deutschen Truppen durch die Stadt hindurch über die Rheinbrücken in das unbesetzte Gebiet geführt werden würde. Seit dem 13. November waren bereits erste Vortruppen angekommen, vom 28. November bis zum 4. Dezember zog das Gros der deutschen Truppen durch die Stadt und über den Rhein. Noch einmal zeigte sich die alte Ordnung in scheinbar ungebrochener Machtfülle und Herrlichkeit: «Musterhaft war die Haltung der durchmarschierenden Soldaten», hieß es in einem Erinnerungsbericht. «Nichts wies darauf hin, daß eine Truppe in die Heimat zurückkehrte, die nach mehr als vierjährigem heldenhaften Ausharren an der Front und nach unvergleichlichen Siegestaten durch die Bedingungen eines vernichtenden Waffenstillstands zum Rückmarsch über den Rhein gezwungen war.»[32] Dass diese stolze Armee den Krieg verloren haben sollte, schien den vielen Mainzer Bürgern, die den Durchmarsch bewundernd betrachteten, nicht recht glaubhaft. Diese Truppen, so formulierte es der Mainzer Anzeiger am 28. November, kämen «als Helden zurück, als ungeschlagene, unbesiegte Helden».[33]

Umso unbegreiflicher musste auf die Mainzer Bevölkerung wirken, was nach dem Abmarsch der deutschen Truppen geschah. Einen Tag nach Abzug des letzten deutschen Regiments rückten die ersten französischen Vorauskommandos ein, seit dem 10. Dezember die Hauptmasse der Besatzungstruppen. Insgesamt umfassten die französischen Truppen im Rheinland im April 1919 367 000 Mann. Wie Tage zuvor die deutschen, so hielten nun die französischen Generäle in Mainz am 14. Dezember eine große, auf Wirkung angelegte Truppenparade ab, wiederum mit Musikkapellen, Artillerie, Kavallerie und Panzerwagen. «Nichts war mehr zu sehen», beschrieb der spätere Mainzer Bürgermeister Erhard seine Empfindungen dabei, «von der großen deutschen Armee, die noch vor wenigen Wochen in Frankreich so heldenhaften Widerstand geleistet hatte … War es möglich, daß dieses Heer, das in 52 opferreichen Kriegsmonaten immer wieder neue Beweise seiner Tapferkeit und Tüchtigkeit gegeben hatte, das noch im Sommer desselben Jahres in den großen Schlachten im Westen die feindliche Front tief eingedrückt hatte, einfach verschwunden war?»[34]

Mit dem Einrücken der Franzosen wurde die so unbegreifliche Niederlage spürbar. Nach der Truppenparade zitierten die Generäle Fayolle und Mangin die Spitzen der rheinhessischen Behörden, Kirchen und der Wirtschaft zu sich und gaben die Befehle der Besatzungsmacht bekannt: Ausgehverbot, Belagerungszustand, Sperrung des Verkehrs mit dem unbesetzten Gebiet, Unterbrechung der Postverbindungen, Grußpflicht für alle deutschen Beamten gegenüber französischen Offizieren. «Schätzen Sie sich glücklich», beendete Fayolle seine Anspra-

che, «mit einem Volk zu tun zu haben, welches, ohne das ihm bescherte Schicksal zu vergessen, falls es durch Sie niedergerungen worden wäre, den Prinzipien der Gerechtigkeit, welche es stets in der Welt verteidigt hat, im Siege treu bleiben wird.»[35]

Nicht nur den Sieg beanspruchte dieser General also für sich und sein Land, sondern auch die höheren Ideale, die moralische Überlegenheit – und das war es, was die grenzenlose Entrüstung der anwesenden Notabeln der Region hervorrief.

Unter französischer Besatzung

Die französische Besatzungspolitik im Rheinland nach dem Krieg war ebenso sehr durch ihre Härte gekennzeichnet wie durch ihre Uneinheitlichkeit. Verschiedene Ziele, die zueinander doch mindestens teilweise im Widerspruch standen, sollten hier gleichzeitig erreicht werden: Die militärische Sicherheit Frankreichs sollte gewährleistet, die wirtschaftlichen Interessen durch Sicherstellung der Reparationen sollten gewahrt, gleichzeitig aber die Bevölkerung des Rheinlandes politisch für die Franzosen gewonnen werden, um zwischen Frankreich und Preußen einen, sei es autonomen, sei es im Reichsverband verbleibenden Pufferstaat errichten zu können.[36] Selbst wenn man konzediert, dass jedenfalls in Teilen der rheinischen Bevölkerung zu Beginn der Besatzungszeit eine Art von freundlicher Indifferenz gegenüber den Franzosen herrschte, so führten die Reibungen zwischen diesen verschiedenen Zielsetzungen doch dazu, dass den französischen Besatzungstruppen schon nach wenigen Monaten von Seiten der deutschen Bevölkerung nahezu einhellige Ablehnung entgegenschlug.[37]

Im besetzten Gebiet war das Leben schon wenige Tage nach dem Einmarsch ganz durch die Besatzungstruppen geprägt. Allein in Mainz lagen zu Beginn des Jahres 1919 mehr als 20 000 Mann, die zum großen Teil in Kasernen, aber auch in requirierten Schulen und Verwaltungsgebäuden untergebracht waren. Vor allem aber wurde die Anwesenheit der Franzosen durch Einquartierungen in Privathäusern und -wohnungen für viele Mainzer direkt spürbar; insbesondere dort, wo die französischen Offiziere die Küchen mitbenutzten. Da zudem eine allmählich größer werdende Zahl von französischen Offiziersfamilien im Ort Quartier nahm, wurde der Wohnungsmangel neben den nun auftretenden Ernährungsschwierigkeiten zum größten Problem für Behörden und Bevölkerung.

Die Motive und Hintergründe der französischen Rheinlandpolitik insgesamt und der restriktiven Maßnahmen gegenüber der Bevölkerung der besetzten Gebiete im Besonderen waren gewiss vielfältig und differenziert; in der deutschen Bevölkerung der besetzten Gebiete jedoch wurden sie mehr und mehr einhellig als Versuche zur allmählichen Abtrennung des Rheinlands vom Reich angesehen, zudem als reine Schikane – und dies umso mehr, als das Verhalten der französischen Truppen und insbesondere der Offiziere als geradezu anmaßend empfunden wurde.[38] Zwar berichteten auch neutrale Beobachter über zuweilen arrogantes Auftreten und Übergriffe seitens der französischen Truppen; insbe-

sondere kam es nicht selten zu Schlägereien, und auch die Zahl der festgestellten Vergewaltigungen war hoch, wenn auch erheblich niedriger, als in den Propagandaschriften der deutschen Behörden und Organisationen behauptet.[39] Insgesamt aber wurde das Auftreten der französischen Besatzungstruppen im Rheinland als relativ zurückhaltend geschildert, vor allem, wenn man es mit dem Verhalten der deutschen Truppen in Frankreich und Belgien während des Krieges verglich. Aber das waren für die deutsche Bevölkerung in Mainz keine Maßstäbe – was immer die Franzosen taten, in den Augen der Deutschen war ihr Verhalten schon deshalb eine Anmaßung, weil sie eben als Sieger auftraten. Die kurz aufeinanderfolgenden Ein- und Durchzüge erst der deutschen, dann der französischen Truppen hatten in Mainz einen so nachhaltigen Eindruck des «Im Felde unbesiegt» hinterlassen, dass schon die bloße Anwesenheit der Franzosen als Provokation empfunden wurde.

Diese Wahrnehmung zeigte sich besonders deutlich an der Reaktion der Deutschen auf die Anwesenheit farbiger Kolonialtruppen in Mainz, die «schwarze Schmach».[40] In den Jahren 1919/20 lag die Zahl der farbigen französischen Soldaten im Rheinland bei etwa 25 000, davon waren in Mainz etwa 4000 stationiert. Allen propagandistischen Tiraden von deutscher Seite über die «Untaten der Neger» zum Trotz stellte sich bald heraus, dass die Disziplin dieser Truppen durchweg höher war als die der weißen Besatzungssoldaten, schon deshalb, weil die Soldaten aus den französischen Kolonien besonders scharfen und strengen Reglementierungen unterworfen waren.[41] Das aber war nicht entscheidend. «Es ist ein Schandfleck auf der Ehre der französischen Besatzungsarmee, diese halbwilden Horden nach Beendigung des Krieges als Besatzungstruppen nach Deutschland gebracht zu haben», empörten sich die Mainzer Notabeln.[42] Nicht das Verhalten, sondern schon die Präsenz farbiger Besatzungstruppen in Deutschland wurde als entehrend empfunden, weil sie als Versuch der Alliierten aufgefasst wurde, Deutschland aus dem Kreise der «europäisch-weißen Kulturnationen» auszuschließen und es, indem es der Aufsicht «niederer», nämlich farbiger Truppen überantwortet wurde, auf den Status eines Kolonialgebietes herabzuwürdigen. Wenn etwa Friedrich Ebert im Februar 1923 bemerkte, «daß die Verwendung farbiger Truppen niederster Kultur als Aufseher über eine Bevölkerung von der hohen geistigen und wirtschaftlichen Bedeutung der Rheinländer eine herausfordernde Verletzung der Gesetze europäischer Zivilisation ist»[43], so wird daran deutlich, wie sehr solche Kategorien und Denkschemata die Einstellung der Deutschen gegenüber den farbigen Truppen jenseits der sonst gültigen politisch-ideologischen Unterschiede prägten. Ein Blick etwa in die USA der zwanziger Jahre zeigt, dass es sich dabei nicht um ein spezifisch deutsches Phänomen handelte. Aber im besiegten und teilbesetzten Deutschland wirkten sich solche Prädispositionen auf besondere Weise aus, weil sie sich verbanden mit der Abwehr gegen eine als ungerecht und perfide empfundene Besatzung, als deren Symbol die Anwesenheit farbiger Truppen begriffen wurde, und weil die plötzliche Konfrontation mit dem so gänzlich unerwarteten Kriegsende umso heftigere Reaktionen auslöste, als diese sich eben an den Symbolen und Symptomen der Niederlage entzündeten und nicht an ihren Ursachen.

Den Maßnahmen der Franzosen zur militärischen Sicherung und wirtschaftlichen Nutzung der besetzten Gebiete, mehr aber noch der Aufnahme dieser Maßnahmen in der deutschen Bevölkerung, standen die Methoden der «pénétration pacifique» genannten französischen Kulturpropaganda gegenüber. Ziel dieser Politik, die als wesentliche, vielleicht einzige Konstante in der französischen Rheinlandpolitik bis 1930 gelten kann, war es, die Bevölkerung des Rheinlands aus der politischen und kulturellen Hegemonie des «Preußentums» zu lösen und enger an Frankreich zu binden; wobei für die Generalität, insbesondere für den in Mainz residierenden General Mangin, die Gründung eines Rheinstaates das Ziel darstellte, was in dieser Schärfe für die französische Politik insgesamt wohl nicht gesagt werden kann. Nun gab es in den preußischen Rheinlanden tatsächlich einen nicht unerheblichen antipreußischen Affekt; und auch in Mainz, wo die Zugehörigkeit zu dem von Darmstadt aus regierten Volksstaat Hessen seit jeher nicht sonderlich populär gewesen war, gab es durchaus einflussreiche Stimmen, die für eine Länderneuregelung im Südwesten des Reiches plädierten. Diese Einstellungen wollte Mangin nutzen, scheiterte aber schon bald, weil die damit verbundenen Separationsabsichten allzu deutlich wurden.[44]

Die kulturpolitischen Bemühungen der Franzosen gingen in zwei Richtungen. Zum einen sollten die historischen Bindungen des Rheinlands an Frankreich herausgestellt werden; das machte im Falle etwa von Ehrungen der Familien ehemaliger Angehöriger der napoleonischen «Grande Armée» noch einigen Sinn, wenn es auch in der Bevölkerung auf wenig Resonanz stieß. Die Versuche hingegen, mit Hilfe historischer und genealogischer Forschungen nachzuweisen, dass es sich bei den Rheinhessen um Abkömmlinge versprengter Keltenstämme, mithin nicht um «germanisches», sondern um «keltisch-gallisches» Volkstum handele, waren eher kurios, wenn auch ganz ernsthaft, hatten jedoch nur zur Folge, dass man nun auch auf deutscher Seite umso heftiger und akribischer nachzuweisen trachtete, dass es sich beim Rheinland um urgermanisches Kernland und bei den Rheinländern seit jeher um Germanen und Deutsche gehandelt habe.

Zum zweiten sollten französische Kultur, Sprache und Geschichte verbreitet werden und zugleich damit die Ideale der Französischen Revolution. Soweit sich dies in der Verbreitung von französischen Modejournalen oder der Aufführung von Komödien und Konzerten äußerte, stieß das auf Seiten der deutschen Bevölkerung auch auf reges Interesse. Die Zensur der Schulgeschichtsbücher und die Kontrolle des Deutsch-, Geographie- und Geschichtsunterrichts hingegen führten ebenso zu heftigen Abwehrreaktionen wie Versuche, den obligatorischen Französischunterricht in Volksschulen einzuführen, was einen regelrechten Sprachenstreit nach sich zog und zum Rücktritt des Mainzer Oberbürgermeisters führte.[45] Auch die Besuche französischer Offiziere in den Mainzer Gymnasien, welche die Schüler mit den besten Französischkenntnissen auszeichnen wollten, erwiesen sich als nicht erfolgreich und mussten sogar abgebrochen werden, nachdem «ein Mainzer Gymnasiast vor versammelter Klasse die Entgegennahme des ihm zugedachten Prämiums aus den Händen eines Offiziers mit den Worten verweigert hatte: ‹Sein Vater sei vor dem Feind gefallen, er müsse die An-

nahme eines Geschenks aus den Händen des Vertreters der feindlichen Macht ablehnen.› Gewiß ein ehrendes Beispiel männlichen und mutvollen Verhaltens.»[46]

Besondere Erbitterung riefen die kulturpropagandistischen Maßnahmen der Franzosen in der rheinhessischen Bevölkerung dort hervor, wo es um die Kriegsschuldfrage ging. Es müsse, so hatte General Fayolle bereits zu Beginn der Besatzungszeit herausgestellt, ein vorrangiges Ziel der französischen Propaganda sein, die Bewohner des Rheinlands von der deutschen Kriegsschuld zu überzeugen und über die Verbrechen der deutschen Soldaten auf französischem Boden während des Krieges aufzuklären.[47] Diesem Vorhaben dienten zahlreiche Broschüren, Filme und zwei Zeitungen. Problematisch war daran nicht nur, dass sich, da die deutschen Zeitungen aus dem unbesetzten Gebiet verboten waren, die deutsche Bevölkerung in ihrer Abwehrhaltung noch versteifte und umso heftiger von der Unschuld Deutschlands am Kriegsausbruch überzeugt war, sondern auch, dass in den Augen der Deutschen die von den Franzosen propagierten weltumspannenden Ideale der Französischen Revolution von Menschheit und Menschenrechten hier nun als zynische Kaschierung französischer Macht- und Interessenpolitik wahrgenommen wurden.

Separatistenputsch und «Abwehrkampf»

Diese Wahrnehmung der französischen Politik im Rheinland wurde noch bestärkt, als im Mai 1919 die Versailler Friedensbedingungen bekannt wurden, die im besetzten Gebiet natürlich auf besonders gespanntes Interesse stießen und links wie rechts einen Sturm der Entrüstung entfachten.[48] Als dann wenige Tage später, am 1. Juni 1919, eine versprengte Gruppe von Separatisten ohne jede Unterstützung in der Bevölkerung (aber mit der offensichtlichen Billigung Mangins) in Wiesbaden und Mainz die «selbständige Rheinische Republik» proklamierte, schlug die bis dahin eher passiv resignierende Stimmung um, und es wuchs die Entschlossenheit, den französischen Versuchen zur «Zerstückelung des Vaterlands», zur Abtrennung des Rheinlands vom Reich die Stirn zu bieten und den Putschversuch der Sonderbündler abzuwehren.[49] Unter Führung von Gewerkschaften und Sozialdemokratie wurde in Mainz in wenigen Stunden ein eintägiger Generalstreik gegen die Separatisten organisiert, dessen pathetische nationale Ausrichtung noch in Adelungs Erinnerungen nachklingt: «Um 9 Uhr am anderen Morgen, am 2. Juni also, fuhren plötzlich die Elektrischen zur Wagenhalle, die Läden gingen herunter, die Richter schlossen ihre Büros, die Betriebe schlossen, die von der Schule heimkehrenden Jungen und Mädchen sangen hell schmetternd das Lied: ‹Ich bin ein deutscher Knabe und hab' die Heimat lieb.› Die Straßen füllten sich mit schweigenden Menschen. Es war eine ergreifende Demonstration.»[50] Durch die entschlossene Haltung vor allem der Gewerkschaften war der «Separatistenspuk» nach einigen Tagen vorbei; die Besatzungsmacht aber reagierte mit weiteren Verschärfungen der Bestimmungen, vor allem mit der Ausweisung der Führer des Streiks, darunter Adelung.[51]

Die Erfahrungen des Frühjahrs 1919 prägten die Einstellung der deutschen Bevölkerung in den Rheinlanden. Zum einen schien durch Friedensbedingungen und Separatistenputsch die Agitation der rechten Nationalisten bestätigt worden zu sein, wonach die Versklavung und Zerstückelung Deutschlands das wahre Ziel seiner Feinde sei und dass dabei der äußere Feind mit Kräften im Inneren kooperiere. Der radikale Nationalismus hatte im Rheinland ebenso wie in Oberschlesien (wo das Ergebnis der Volksabstimmung, die mit einer Option für Deutschland geendet hatte, vom Völkerbund ignoriert worden war) eine Art von empirischer Grundlage erhalten, die weit über den Kreis der Wähler der Rechten hinaus wirksam wurde. Zudem waren hier auch die internationalistischen Ansätze der Pazifisten und der Arbeiterbewegung diskreditiert worden, zumal es deutsche Sozialdemokraten und Gewerkschafter waren, die den nationalen «Abwehrkampf» anführten, während alle Versuche, an die internationale Solidarität und die Hilfe besonders der französischen Arbeiterbewegung zu appellieren, sich als wirkungslos erwiesen zu haben schienen.[52] Und drittens wurde durch die Versuche zur Abtrennung des Rheinlands und anderer Gebiete vom Reich jene Argumentation populär, die die Einheit und Identität des «Volkes» unabhängig von den sich verändernden Staatsgrenzen betonte und gegen die variable Staatsangehörigkeit des Einzelnen dessen unveränderliche Volkszugehörigkeit, sein «Volkstum», betonte.[53]

Die Bestimmungen des Versailler Vertrages hatten die Entwicklung in den besetzten rheinischen Gebieten eng mit dem Fortgang der Reparationsfrage verknüpft. Dies und die sich fortsetzenden Bemühungen Frankreichs, die Voraussetzungen für die Schaffung eines selbstständigen Rheinstaates zu verbessern, waren die bestimmenden Faktoren der Entwicklung in den Jahren zwischen 1920 und 1923/24. Nachdem sich mit Wirkung vom 10. Januar 1920 das Zentrum der französischen Rheinlandpolitik von der Generalität in Mainz auf die Interalliierte Rheinlandkommission («Irko») und ihren Vorsitzenden, den französischen Hochkommissar Tirard, verlagert hatte, zeugte eine Vielzahl von «Ordonnanzen» genannten Anordnungen der «Irko» von dem Bestreben, die deutsche Souveränität in den besetzten Gebieten auszuhöhlen und Teile der Verwaltungskompetenzen von den Besatzungsbehörden übernehmen zu lassen. Das betraf die Regelung von Zuzug und Ausweisung, die Ernennung von Beamten oder die Bestimmung, dass Reichs- oder Landesgesetze in Rheinhessen nur mit Zustimmung der Hohen Kommission in Koblenz zur Anwendung kamen. Vor allem aber bezog es sich auf ein eigenes Gerichtswesen der Besatzungsmächte, wo «Widersetzlichkeit» gegen Anordnungen der Rheinlandkommission oder der Besatzungsmacht abgeurteilt werden konnte und in zahlreichen Fällen auch wurde;[54] auf die Ausübung einer zuweilen scharfen Pressezensur und ein restriktives Versammlungsrecht. So wurden im Jahre 1921 alle Feiern anlässlich des 50jährigen Bestehens des Deutschen Reiches ebenso verboten wie Kundgebungen gegen die Teilung Oberschlesiens im gleichen Jahr oder wie sogar Feierlichkeiten zur 400jährigen Wiederkehr des Auftretens Luthers vor dem Wormser Reichstag. Das Hissen der deutschen Nationalflagge wurde genehmigungspflichtig, ebenso das Absingen

der Nationalhymne, und die einschlägigen Kampflieder – «Die Wacht am Rhein», «Heil Dir im Siegerkranz», «Siegreich wollen wir Frankreich schlagen» – wurden ganz verboten. Solcherart war der Stoff, aus dem sich die alltäglichen Konflikte und Reibereien entwickelten.[55]

Auf der anderen Seite hatte die deutsche Regierung mittlerweile mit dem «Reichskommissar für die besetzten Gebiete», der die deutschen Interessen in Koblenz vertrat, und dem «Reichsministerium für die besetzten Gebiete» eigene Behörden aufgebaut, die nicht nur die Auseinandersetzungen mit den Alliierten um die Politik der «Irko» im besetzten Gebiet führten, sondern mittelbar auch den «Abwehrkampf» koordinierten, insbesondere durch den Aufbau von halbamtlichen politischen und wirtschaftlichen Kontakt- und Abwehrstellen.[56] Gegen die Versuche der Franzosen, durch die Politik der «pénétration pacifique» die Bevölkerung der rheinischen Gebiete für sich zu gewinnen, wurde zudem die «Reichszentrale für Heimatdienst» mit der Gegenpropaganda beauftragt. Als dann die staatliche «Reichszentrale» im Herbst 1920 auf Verlangen Frankreichs ihre Tätigkeit in den besetzten Gebieten einstellen musste, trat an ihre Stelle die nichtamtliche «Rheinische Volkspflege», die seither mit Hilfe von Kurierfahrten Informationen über die französische Politik und die Stimmung in der Bevölkerung sammelte, in Zeitungen und Broschüren antiseparatistische und antifranzösische Propaganda betrieb, Schulungs- und Ausbildungsveranstaltungen für Jugend- und Studentengruppen organisierte und die Aktivitäten verschiedener im «Abwehrkampf» stehender Verbände und Vereine zu koordinieren versuchte.[57] Zusammen mit der seit 1920 in zunehmendem Maße in die besetzten Gebiete fließenden finanziellen «Reichshilfe» hatte dies zur Folge, dass die Zahl der mit einem französisch dominierten «Rheinstaat» Sympathisierenden relativ gering blieb; zumal die Besetzung weiterer Gebiete im Frühjahr 1920 (Darmstadt, Frankfurt, Homburg, Hanau, Dieburg) und im Frühjahr 1921 (Düsseldorf, Duisburg, Ruhrort) offenbar keine Zweifel über die weitreichenden Absichten der Franzosen ließ.[58]

Seit 1920, verstärkt dann seit Mitte 1922, kamen mit der galoppierenden Inflation, die die durch die Erschwerung des wirtschaftlichen Austausches mit dem unbesetzten Gebiet bereits fortgeschrittene Wirtschaftsmisere im Rheinland rapide verschärfte, weitere Belastungen für die rheinische Bevölkerung hinzu. Insbesondere bei Nahrungsmitteln war es zu starken Preissteigerungen und Verknappungen gekommen, was schon im Juni 1920 zu einer regelrechten Marktrevolte geführt hatte, als eine große Menschenmenge wegen der hohen Obst- und Gemüsepreise den Mainzer Wochenmarkt stürmte.[59] Als die Alliierten nach dem Abbruch der Londoner Verhandlungen im April 1921, um Druck auf die deutsche Zahlungsbereitschaft auszuüben, die Zollgrenze an den Rhein vorzogen, verschlechterte sich die wirtschaftliche Lage im Rheinland weiter – als «eine langsam in das Gewebe des rheinischen Wirtschaftskörpers dringende Schraube» bezeichnete der Reichsvertreter in Hessen die alliierten Wirtschaftssanktionen[60], die auf die rheinische Bevölkerung umso aufreizender wirkten, als die Angehörigen der Besatzungssoldaten zur gleichen Zeit mit Valuta überaus günstig einkaufen konnten.[61]

Die Unzufriedenheit über die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse und die Kritik an den französischen Besatzungsmethoden führten bei den verschiedenen Wahlen zwischen 1919 und 1922 zu einem Anwachsen der Stimmenanteile der rechten Parteien.[62] Aber auch innerhalb der bürgerlichen Rechtsparteien selbst war seit 1919 ein Rechtstrend zu beobachten, der sich Ende 1921 mit dem Abschwenken der DVP Rheinhessens ins deutschnationale Lager und der Radikalisierung der Bauerngruppen beschleunigte, obwohl die Besatzungsmacht gegen völkisch-radikale Splittergruppen wie den Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbund scharf vorging.[63]

In solchen Wahlergebnissen schlug sich die Haltung der Bevölkerung Rheinhessens indes nur unvollkommen nieder, denn solange SPD und Gewerkschaften soziale Unzufriedenheit und antifranzösische Stimmung zu verbinden und zu kanalisieren imstande waren, setzte sich die zweifellos angewachsene «nationale» Einstellung noch nicht in einen entsprechenden parteipolitischen Rechtstrend um. Die Stimmung in den besetzten rheinhessischen Gebieten wird in dem Bericht eines Vertrauensmannes der «Rheinischen Volkspflege» vom Oktober 1920 vermutlich sehr treffend geschildert. Beinahe alle Aspekte des Anstoßes und der Empörung wurden genannt: «Die den Franzosen feindselige Stimmung ist größtenteils durch diese selbst verschuldet. Die Besatzungstruppen treten auch heute noch mit der ganzen Überhebung des siegreichen Militarismus in einem eroberten Lande auf und fordern damit den Widerspruch der Bewohner der besetzten Gebiete heraus, als in aller Bewußtsein die völlige Hohlheit des Anspruches der Franzosen, als ‹Sieger› oder ‹Eroberer› auftreten zu dürfen, lebendig ist. Die abweisende Stimmung der Bevölkerung wird noch verschärft durch die Heranziehung von farbigen Truppen zu Bewachungszwecken, den fortwährenden Wandel der Heeresteile, die immer wiederkehrenden Ansprüche auf Einquartierung in Privathäusern, durch die Beschlagnahme von öffentlichen Gebäuden, durch die Beengung der bürgerlichen Freiheit, durch die infolge der Verschiebung von Lebensmitteln hervorgerufene unverhältnismäßige Teuerung und andere Ursachen mehr. Das Leben wird dem selbstbewußten Bürger zur Last gemacht, täglich wird er an die Gegenwart des ‹Siegers› gemahnt.»[64]

Thyssen-Tag in Mainz

Das war die Ausgangssituation in Rheinhessen, als die Lage nach der Besetzung des Ruhrgebiets durch französische und belgische Truppen am 10./11. Januar 1923 dramatisch zugespitzt wurde.[65] Die Ruhrbesetzung, von französischer Seite aus lange geplant und entsprechend vorbereitet, erwies sich allerdings bald als Fehlschlag – die Aufwendungen für die Besetzung waren enorm, der außenpolitische Schaden insbesondere gegenüber den USA erheblich, der Wert des «Faustpfandes» Ruhrgebiet infolge der Produktionseinbußen viel geringer als erwartet. Auf der anderen Seite war im September 1923 auch die deutsche Bilanz negativ, ja katastrophal – der «passive Widerstand» hatte sich als unbezahlbar erwiesen, die deutsche Währung war zerstört, die Arbeitslosigkeit angestiegen und der deut-

sche Mittelstand um seine Ersparnisse gebracht worden. Gleichwohl war der «passive Widerstand» populär, zumal er ursprünglich ja «von unten» und nicht auf Anordnung von Behörden oder Organisationen in Gang gekommen war. Die katastrophale Bilanz des Ruhrkampfes – 132 Tote, etwa 180 000 Ausgewiesene, ein Schaden für die deutsche Volkswirtschaft zwischen 3,5 und 4 Mrd. Goldmark – wurde von der deutschen Bevölkerung auch nicht der deutschen Regierung oder den Unternehmern angelastet, sondern in erster Linie den Franzosen als denjenigen, die den «Ruhrkampf» begonnen hatten.[66]

Für Rheinhessen und vor allem für die Garnisonsstadt Mainz war seit Beginn der Ruhrbesetzung klar, dass diese erneute Verschärfung des Konflikts weitere Belastungen mit sich bringen würde. Dennoch war die Reaktion auf Ruhreinmarsch und Proklamation des «passiven Widerstands» einhellig – eine nationale Hochstimmung kam auf, die am 24. Januar ihren ersten Höhepunkt in Mainz erlebte, als dort vor dem französischen Kriegsgericht der Prozess gegen Fritz Thyssen, drei andere Zechenbesitzer sowie zwei Direktoren staatlicher Zechen stattfand, die sich auf Anordnung des Reichskohlenkommissars geweigert hatten, die nach dem Ruhreinmarsch unterbrochenen Kohlelieferungen nach Frankreich und Belgien wiederaufzunehmen. Damit hatte die Konfrontation zwischen Franzosen und Deutschen einen ersten Kristallisationspunkt erreicht; was schon durch die zahlreichen Delegationen der betroffenen Belegschaften dokumentiert wurde, die durch ihre Anwesenheit die Solidarität mit ihren Arbeitgebern demonstrierten – sogar eine Delegation der Kommunisten war erschienen, die doch nur wenige Jahre zuvor Fritz Thyssen in Mülheim noch rundweg verhaftet hatten.[67]

Während des Prozesses sammelte sich vor dem Mainzer Landgerichtsgebäude eine große Menschenmenge, die kurz vor der Urteilsverkündung begann, nationale Lieder zu singen.[68] Abends wurde die Versammlung dann von den Franzosen aufgelöst; die Stadt kam in dieser Nacht aber nicht mehr zur Ruhe – «jugendliche Nationalsozialisten», ließ Staatspräsident Ulrich nach Berlin telegraphieren, seien nachts «unfugstiftend» durch die Stadt gezogen unter Absingen von Liedern wie ‹Siegreich wollen wir Frankreich schlagen›». Diese «national-sozialistische Meute» müsse zurückgewiesen werden, um «unsere gute Sache» nicht zu kompromittieren.[69] Solche Warnungen vor nationalistischen Eruptionen wurden auch von anderen sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Führern laut, die sich gegen die «nationalistische Auswertung der gegenwärtigen Situation» wandten: «Für die Arbeiterschaft handelt es sich nicht darum, siegreich Frankreich zu schlagen, sondern um die Erhaltung der deutschen demokratischen Republik.» Aber aus den internen Protokollen des ADGB geht hervor, dass sich die Gewerkschaften hier ihrer Mitglieder so sicher nicht sein konnten, wie es in solchen Worten zum Ausdruck kam.[70]

Für den der DVP nahestehenden Verteidiger Thyssens, den Essener Rechtsanwalt Friedrich Grimm, hingegen stellte diese Kundgebung den eigentlichen Auftakt des passiven Widerstands dar, und die Emphase seiner Schilderung ist kaum zu übertreffen: «Vor unserer Seele erhob sich das rheinische Volk. Dieses Volk von Mainz, das nun schon seit vier Jahren Leid und Not der Besetzung ge-

tragen hatte …, dieses Volk erhob sich und sang. Wie ein Gebet, wie eine gewaltige Huldigung drang der Gesang zu uns empor, befreiend, erhebend. – In der Stunde der Not hatten sich alle Deutschen gefunden, Groß und Klein, Arm und Reich. Da gab es keine Konfessionen, keine Parteien, keine Klassen; in dem Abwehrwillen gegen fremde Unterdrückung, in dem Ruhrkampf, der nichts Chauvinistisches hatte, waren alle einig.»[71]

Diese «wiedergewonnene» Einigkeit des Volkes im Abwehrkampf gegen äußere Bedrohung war das Leitmotiv in fast allen Stellungnahmen zum «Ruhrkampf» in den ersten Wochen des Jahres 1923. Damit aber hatte die Entwicklung im Rheinland seit der Besetzung nicht nur ihren Höhepunkt, sondern nun auch ihre gültige und weithin geteilte Interpretation erfahren, zumal die Bezugnahmen auf den «Geist von 1914» unübersehbar waren. Danach erschienen nun die Jahre zwischen 1914 und 1923 – insbesondere die seit 1918 – als Phase der Verirrung und Zerrissenheit, der äußeren Bedrohung und inneren Kämpfe. Durch die Erhebung des Volkes im nationalen Abwehrkampf aber sei diese Phase nun beendet und angesichts der französischen Aggression – wie schon 1812 und 1914 – die innere Einheit hergestellt worden. Die Interpretation der Geschichte vor allem des vergangenen Jahrzehnts in den Kategorien von «Volk» und «nationalem Abwehrkampf» bildete auch das Handlungsmuster des «passiven Widerstands», der insoweit als ein Akt der Versöhnung mit 1918 oder, im Ruhrgebiet, auch mit den Ereignissen des März 1920 begriffen werden konnte. Da auch die KPD den «passiven Widerstand» unterstützte und ihn als «breite nationale Bewegung von großer revolutionärer Bedeutung» apostrophierte[72], schien im Übergang vom rheinischen «Abwehrkampf» zum «passiven Widerstand» an der Ruhr nicht nur die Einheit des Volkes über soziale und politische Barrieren hinweg hergestellt, sondern die historische Entwicklung insgesamt dem von der politischen Rechten entworfenen Geschichtsbild zu entsprechen.

Die Ereignisse des «Thyssen-Tags» in Mainz hatten die französische Besatzungsarmee gereizt und herausgefordert, entsprechend war die Reaktion: «Patrouillen zu Fuß mit Stahlhelm und aufgepflanztem Bajonett, Spahis auf weißen Rossen mit weißen Mänteln und schußfertigen Karabinern», wie Eduard David nach Berlin berichtete.[73] Die Zahl der Ausweisungen aus dem besetzten Gebiet stieg stark an, in Rheinhessen waren es bis November 1923 mehr als 23 000, in der Pfalz fast 21 000, allein in Mainz etwa 5000; neben Eisenbahnern und anderen Beamten auch die Führer von Parteien und Gewerkschaften, darunter Oberbürgermeister Külb und – zum zweiten Mal – Bernhard Adelung. Zu den Ausweisungen kamen Verhaftungen, Hausdurchsuchungen und zahlreiche von der Bevölkerung als überhart angesehene Verurteilungen. Mit der Zahl der französischen Besatzungssoldaten nahmen die Einquartierungen rapide zu. Die Zahl der Arbeitslosen, die in Mainz zu Beginn des Jahres 1923 unter 1000 gelegen hatte, stieg bis Februar 1924 auf über 18 000. Durch Teuerung und Lebensmittelknappheit kam es im August 1923 erneut zu «Arbeitslosen- und Marktunruhen», zu Ausschreitungen und Plünderungen. Angesichts all dieser Bedrückungen konnte es nicht ausbleiben, dass auch die Separatisten wieder aktiver wurden. Sie

«arbeiten wieder lebhaft», berichtete der Vertreter der Berliner Regierung in Hessen, Eduard David, im Juli, «kündigen demnächstige ‹große Ereignisse› an, versprechen der Bevölkerung Erleichterung und Erlösung durch die ‹Rheinische Republik› und mahnen Bekannte und Verwandte, den Anschluß nicht zu versäumen.»[74]

Als im Herbst 1923 die Reichsregierung den «passiven Widerstand» beenden musste, weil sie ihn nicht mehr bezahlen konnte, und dabei Pläne bekannt wurden, das besetzte Gebiet für eine gewisse Zeit finanziell vom Reich zu trennen (es «versacken» zu lassen), kam es im Spätherbst 1923 erneut zu einer separatistischen Putschbewegung, ausgehend von der Ausrufung der «Rheinischen Republik» in Aachen am 21. Oktober, auf die die Besetzung der deutschen Amtsgebäude in Mainz und Wiesbaden, später auch in anderen rheinischen Städten folgte.[75] Auch diesmal waren die Separatisten in der Bevölkerung beinahe vollständig isoliert, erhielten jedoch von der Besatzungsmacht direkte Unterstützung – durch Waffen, vor allem aber durch die Behinderung der deutschen Polizei. Ernsthaftes konnten die Mainzer Separatisten allerdings nicht erreichen. Sie blieben zwar mehr als drei Monate im Stadthaus, aber weder Behörden noch Bürgerschaft folgten ihren Anweisungen. Als die separatistische «Regierung» noch im Oktober 1923 versuchte, ihre Finanzprobleme zu lösen, indem sie aus der mit der Herstellung des städtischen Notgeldes beauftragten Druckerei 750 Bogen Notgeldscheine im Werte von einigen hundert Billionen Mark entwendete, organisierte die Bürgerschaft eine Schutzwache vor der Druckerei, die nun ihrerseits von den Franzosen nach kurzer Zeit verhaftet und zu Gefängnisstrafen verurteilt wurde.[76]

Trotz der einhelligen Ablehnung des Separatismus war im Spätherbst des Jahres 1923 die Gefahr einer partiellen Autonomie oder gar Abtrennung des linksrheinischen Gebietes vom Reich schon aus finanziellen Gründen sehr realistisch; und in Hessen wurden dementsprechend auch Vorbereitungen getroffen, um für den Ernstfall einen «zweiten Schützengraben» als Rückzugslinie zu besitzen, wie Adelung es ausdrückte. Dass es nicht dazu kam, hatte verschiedene Gründe, deren wichtigste in der unerwartet schnellen wirtschaftlichen Erholung des Reiches nach der Währungsreform und im Regierungswechsel in Frankreich lagen. Durch Dawes-Plan, Londoner Amnestie und Räumung des Ruhrgebietes 1924 wurde die Lage entspannt; auch im «altbesetzten» Gebiet deeskalierte die Situation.

Die Besetzung Rheinhessens aber dauerte an, erst sechs Jahre später, am 30. Juni 1930, verließen die Franzosen Mainz. Am Abend dieses Tages zog unter «ungeheurem Jubel der Bevölkerung», in «einem Meer von Fahnen, Blumen und Girlanden» zwar nicht die Reichswehr, aber immerhin die hessische Schupo in Mainz ein – elfeinhalb Jahre, nachdem die deutschen Truppen unter nicht geringerem Jubel die Stadt verlassen hatten. In den Festreden der rheinhessischen Politiker aus diesem Anlass blieb kein Zweifel über Sinn und Bedeutung des Kampfes in den Jahren zwischen 1918 und 1924: «Wunderbar hat sich die Kraft offenbart, die einem großen Volke innewohnt. Das Volk am Rhein kann das un-

vergängliche Verdienst für sich in Anspruch nehmen, den deutschen Westen deutsch erhalten zu haben … Mainz stand im Brennpunkt des Kampfes und Leidens. Hier wurde die seelische Bedrückung durch die Anwesenheit fremder Truppen, durch rücksichtslose Beschlagnahmungen von Wohn- und Wirtschaftsräumen besonders verschärft. Die Stürme der Besetzung und des Separatismus brausten über diese Stadt mit ungeheurer Wucht. Hier aber war es auch, wo die Bevölkerung», vor allem die Arbeiterschaft, am entschlossensten allen Angriffen auf ihr Volkstum entgegentrat. In Mainz fiel die eigentliche Entscheidung.»[77]

Die Erfahrungen der «Franzosenzeit»

Die «Franzosenzeit», insbesondere die ersten vier Jahre, hinterließ in Rheinhessen und vor allem in Mainz tiefe und langfristig wirksame Eindrücke und hatte, wie Karl-Georg Faber hervorhob, die Tendenz zur Folge, «die politischen Probleme ausschließlich unter dem nationalen Gesichtspunkt zu beurteilen». Das sollte sich zum einen während der Krise der Republik seit 1929 im besonders schnellen Zerfall der bürgerlichen Parteien und dem Aufstieg der Nationalsozialisten in dieser Region niederschlagen.[78] Es bedurfte aber zuvor schon nicht einmal großer propagandistischer Anstrengungen der Rechten, um das Geschehen in Rheinhessen als Ausdruck eines Komplotts der Siegermächte in Verbindung mit einheimischen Kräften zu interpretieren. Dass der Krieg schon lange vor dem November 1918 verloren war, dass die französische Besatzung im Vergleich zu dem Auftreten der deutschen Besatzungstruppen in Belgien und Frankreich noch als moderat anzusehen war, dass selbst der Versailler Vertrag in distanzierterer Perspektive zwar harte Bestimmungen enthielt, aber Deutschland doch einen Platz als wirtschaftliche und politische Großmacht beließ – angesichts der Wucht der eigenen Erlebnisse konnten solche Gedanken die Bewohner der besetzten Gebiete nicht erreichen. Besatzung und «Abwehrkampf» im Rheinland waren ebenso wie die «Abwehrkämpfe» an der Ostgrenze in den umkämpften Gebieten selbst, aber auch in ganz Deutschland, zur wichtigsten Legitimationsgrundlage nationalistischer Politik und Theoriebildung geworden. Die vertragliche Abtrennung von Gebieten mit deutscher Bevölkerung ebenso wie die separatistischen Versuche zur Schaffung des Rheinstaates beförderten das Denken in den Kategorien des «Volkstums» statt der «Staatsbürgerschaft» und verstärkten sowohl die Forderung nach Einbeziehung deutscher Minderheiten in angrenzenden Ländern in die deutsche «Volksgemeinschaft» als auch die Theorien vom Primat des Volkstums vor der sozialen Schichtzugehörigkeit. Das «Erlebnis des Abwehrkampfes» hatte dazu beigetragen, das politische Denken in den Begriffen von Volk und Volkstum weit über die Anhängerschaft der Rechten hinaus zu verbreiten.

Dies galt in besonderer Weise für die Jugend in den besetzten Gebieten. Die unablässige Folge von Ereignissen, die in den immer gleichen Kategorien interpretiert wurde, das Pathos und die Emphase des «Abwehrkampfes», die geschlos-

sene und die sozialen Schranken überwindende Front der rheinhessischen Bevölkerung gegen Franzosen und Separatisten und die unmittelbare Begegnung mit einer als arrogant empfundenen Besatzungsmacht – auf der Straße, in der Schule oder in der Küche – mussten auf die Jugendlichen und Heranwachsenden dieser Jahre besonders tief und nachhaltig einwirken; zumal sie selbst nicht Zuschauer, sondern die oft aktivsten Teilnehmer an diesen Ereignissen waren – in den Schulen und Betrieben, bei den heimlich abgehaltenen «nationalen Gedenkfeiern» oder bei den Demonstrationen und Kundgebungen.

Die Jahre nach dem Krieg prägten – in Rheinhessen stärker noch als in anderen Regionen Deutschlands – das Weltbild von großen Teilen dieser Generation in den Kategorien des «völkischen Abwehrkampfes».

I. Nachkriegsjugend

1. Generation der Sachlichkeit

Politische Generationen

Karl Rudolf Werner Best wurde am 10. Juli 1903 in Darmstadt als Sohn des Postinspektors Rudolf Best und dessen Frau Karoline geboren. Seine Kindheit verbrachte er von 1905 bis 1912 im schlesischen Liegnitz, dann in Dortmund. Im Herbst 1914 starb der Vater an den Folgen einer Verwundung, die er als Soldat an der Westfront davongetragen hatte. Die Mutter zog mit den beiden Söhnen, dem elfjährigen Werner und dem zwei Jahre jüngeren Walter, zurück ins heimatliche Rheinhessen, nach Gonsenheim bei Mainz. Hier besuchte Werner Best das humanistische Neue Gymnasium bis zu seinem Abitur im Frühjahr 1921.

Nach 1945 hat Best in zahlreichen Aufzeichnungen und Notizen Auskunft über sein Leben und auch über seine Jugend gegeben und dort die für ihn entscheidenden Erfahrungen und Erlebnisse selbst hervorgehoben.[1] Wesentliches Kennzeichen dieser Selbstinterpretation ist dabei die beinahe völlige Einbindung des eigenen Werdegangs in eine historisch-politische Perspektive, durch die den einzelnen Lebensabschnitten und individuellen Erlebnissen ihre Bedeutung und ihr Sinn zugeordnet wurden. Zugleich aber war diese politische Interpretation des eigenen Lebens selbst erkenntnisprägend und insofern wirkungsmächtig, als sie in der Nachkriegszeit des Ersten Weltkrieges konstitutiv für das Selbstverständnis der «politischen Generationen» der bürgerlichen Jugend war.

Nun ist die Verwendung des Begriffs der «Generation» als historische Kategorie problematisch, weil weder exakt definiert werden kann, was eine Generation jeweils ausmacht und definiert, noch die Auswirkungen einer kollektiven Generationserfahrung einigermaßen präzise herausgestellt und als solche von anderen Einflüssen getrennt betrachtet werden können. Diese Schwierigkeiten tauchen aber offenbar stets dann auf, wenn versucht wird, «Generation» als generell gültige, für den gesamten historischen Prozess konstitutive Kategorie herzunehmen. Als fruchtbarer erweist sich der Ansatz, wenn seine Verwendung auf solche Fälle begrenzt wird, in denen «Generation» auf evidente Weise als historisch wirkungsmächtiger Faktor hervortritt, wenn nämlich besonders bedeutsame und langfristig folgenreiche Ereignisse und Entwicklungen die Erfahrungen einer zu dieser Zeit heranwachsenden Altersgruppe geprägt und dadurch relativ scharf von den Erfahrungen anderer Altersgruppen unterschieden haben.[2]

Dass dies auf den alle bisherigen Erfahrungsdimensionen sprengenden Ersten Weltkrieg und die zu dieser Zeit Heranwachsenden in besonderer Weise zutraf, ist einleuchtend und wurde auch bereits zeitgenössisch so formuliert, dass der jeweils individuelle Lebensweg und die dabei gemachten Erfahrungen vor allem der männlichen bürgerlichen Jugend auf ein kontingentes Angebot der Sinndeu-

tung stießen, welches die Erlebnisse des Einzelnen einband in die Kategorien und Wertemuster seiner «politischen Generation».[3]

In Bezug auf den Ersten Weltkrieg wurde dabei in der Regel zwischen drei Gruppen unterschieden: der «jungen Frontgeneration», der «Kriegsjugendgeneration» und der «Nachkriegsgeneration» – in Begriffen des für die politische Generationenlehre der dreißiger Jahre besonders einflussreichen Günther Gründel, einem Mitglied des «Tat»-Kreises, der in seiner 1932 erschienenen «Sendung der Jungen Generation» den «Versuch einer umfassenden revolutionären Sinndeutung der Krise» unternommen hatte. Als «junge Frontgeneration» wurden dabei die zwischen 1890 und 1900 Geborenen beschrieben, «die bei Kriegsausbruch kaum zwanzig waren oder gar als Achtzehnjährige freiwillig oder später dem allgemeinen Muß folgend hinausgingen, … blutjung, noch tief empfänglich für alles und am tiefsten für das Große und Furchtbare. Sie waren noch keine fertigen Männer, Weltanschauung und Mensch waren noch im Werden. Sie sind als begeisterte, aber durch das Übermaß des allzu starken und furchtbaren Erlebnisses vielleicht sehr bald entwurzelte Jünglinge hinausgetaumelt», die «eigentlichen Träger des so viel diskutierten Fronterlebnisses».[4]

Die Generation der nach 1910 Geborenen, die «Nachkriegsgeneration», sei hingegen dadurch geprägt worden, dass sie «vom Krieg selbst keine tieferen Eindrücke mehr erfahren» habe; ihr fehle auch der Vergleich zur Vorkriegszeit – «ihre ersten Eindrücke waren der Umsturz, die beginnenden Inflationsjahre und eine verbreitete und vielfach in bloßem Wandertrieb verflachte Jugendbewegung.»[5]

Als wichtigste, von der Geburtenzahl her auch quantitativ größte Gruppe aber hob Gründel die mittlere, die «Kriegsjugendgeneration» der zwischen 1900 und 1910 Geborenen heraus. Ihnen fehle zwar «das Fronterlebnis, durch das viele ihrer älteren Brüder tiefer, härter und radikaler geworden» seien – «was jene selbst erleben, können diese sich nur erlesen» –, dennoch sei ihnen der Krieg «zu einem ganz ungewöhnlich starken und einzigartigen Jugenderlebnis» geworden. Statt von sorglosen Freuden sei die Kindheit dieser Generation, der Gründel selber auch angehörte, ganz von den Auswirkungen des Krieges geprägt worden: «Kriegsbegeisterung 1914; Siegesschulfeiern und Heeresberichte; organisierte Arbeiterjugend für Staat und Volk; … Hunger, Not und Entbehrungen, Jugendausbildung; Kohlenferien und immer wieder: Hunger und Entbehrungen … Schließlich: Zusammenbruch der Welt der Väter und alles dessen, was bisher gegolten hatte; Umsturz und ‹Umwertung aller Werte›» – dadurch aber auch «die ungewöhnlich frühe Erschließung der Kindesseele für das große Ganze, für völkische, gesellschaftliche und schließlich auch internationale Belange und für das kollektive Erleben überhaupt … Das Volk, die Nation und die bösen Feinde waren bereits aktivste Faktoren in unserer harmlosen Kinderwelt». Mehr als für alle anderen gelte dies für die Jugend in Ostpreußen und im Rheinland, die während des Krieges bzw. danach unmittelbaren Kontakt mit dem «Feind» bekommen habe, wodurch das «Heimaterlebnis des Krieges bis zu besonderen Tiefen» vorgedrungen sei.

Darin, hob Gründel hervor, liege auch der Grund dafür, dass «noch nie eine Jugend dies Deutschland, dies deutsche Land so liebte und lieben mußte wie

wir». Entsprechend radikal habe das «Nachkriegserleben» gewirkt: «Nun war auch das Letzte noch problematisch geworden, das bisher wenigstens immer noch stillschweigend gegolten hatte: die Freiheit, das Vaterland und fast alle die soviel im Munde geführten Ideale und Werte der Alten.» Damit sei aber bereits der «endgültige Bankrott jener ganzen Welt der alten Generation» vollzogen worden, ohne dass dies jedem aber bereits bewusst gewesen sei. Durch die Verarmung und den Verlust der privilegierten Berufsaussichten seien jedoch für die bürgerliche Jugend die Kontakte zur Arbeiterjugend eröffnet und damit die sozialen Barrieren der Generation überwunden worden – «eine Erweiterung und Bereicherung …, wie sie keine andere Zeit einer aufgeweckten Jugend jemals hatte geben können. Wir sind als ganze große Schicht enterbt und ausgesetzt worden …, ein hartes, nüchternes Geschlecht mit tief im Herzen verkapselten Idealen, mit einem zähen Willen und mit bester Beherrschung der Kampfmethoden und Waffen im Ringen um Dasein, Geltung und Erfolg.» Entsprechend kennzeichnete er die hervorstechenden Eigenschaften dieser Generation: «Wahrheitsliebe und Schlichtheit», «Ernst, wortkarge Verschlossenheit und Zurückhaltung, ja manchmal schroffe Kälte». Das Wichtigste aber sei die «Sachlichkeit»: die Sache über das Persönliche zu stellen, die Ablehnung des «Zurschautragens von Gefühlen» und des «Verbalaltruismus, Verbalmoralismus, Verbalpatriotismus», denn «wo wir ehrliches Mitleid empfinden, scheuen wir uns, es nach altem Stil kitschig zu äußern und wollen lieber in den Verdacht der ‹Gefühllosigkeit› kommen». Und schließlich präge «ein ausgesprochener Sinn für rationelle Methoden und für das Ökonomieprinzip überhaupt» das Gesicht dieser Generation.[6]

Generationeller Stil

Eine solche Charakterisierung der «Kriegsjugendgeneration», wie sie sich mit geringen Abweichungen in zahlreichen Beiträgen zur «Generationenfrage» seit Mitte der zwanziger Jahre fand[7], beruhte trotz aller Stilisierungen gewiss in vielen Punkten auf richtigen Beobachtungen des Empfindens und Verhaltens dieser Gruppe der bürgerlichen Jugend in Deutschland. Vor allem aber handelte es sich hierbei um die Beschreibung und Herleitung eines generationellen Lebensstils, dessen vorherrschende Kennzeichen Kühle, Härte und «Sachlichkeit» waren – als Abgrenzungsmerkmale zu der Gruppe der Älteren, die als gefühlig und zu sehr auf Personen statt auf «die Sache» bezogen kritisiert wurde. Den Vorsprung, den die Älteren durch ihre Kriegsteilnahme und «Fronterfahrung» hatten, versuchten die Jüngeren durch die Übernahme des Frontkämpferideals für den Kampf im Innern, durch die Stilisierung des kalten, entschlossenen Kämpfers und durch das Trachten nach «reinem», von Kompromissen freiem und radikalem, dabei aber organisiertem, unspontanem, langfristig angelegtem Handeln zu kompensieren. Durch diese Interpretation der Generationserfahrung und die Propagierung des daraus entwickelten Lebensstils wurde es zudem möglich, die sehr diffusen, widersprüchlichen und gar nicht in allgemeinerer Form formu-

lierbaren Erfahrungen der Einzelnen in eine einzige Perspektive einzubinden, die auch Leid, Verlust und Zukunftsangst als positive und geradezu avantgardistische Prädispositionen interpretierte, die den – tatsächlichen oder befürchteten – sozialen Abstieg der bürgerlichen Jugendlichen als Ausdruck der Überwindung der Klassengegensätze heroisierte und zudem nicht so sehr über politische Analyse als über die Akzentuierung eines Lebensgefühls wirksam wurde, das zuverlässiger die Konturen der eigenen Generation markierte und zudem einfacher adaptierbar und damit wirksamer war als ein weltanschauliches Gebäude oder ein politisches Programm.

Wie sich dieses Konglomerat aus historischer Legitimation und generationellem «Stil» in der Attitüde dieser Generation in den zwanziger Jahren niederschlug, wurde oft beschrieben. Ernst Niekisch kennzeichnete die Haltung der Nachkriegsjugend als «Voraussetzungslosigkeit und Bindungslosigkeit»: «Insgeheim verachtet sie bereits die Sache der Zivilisation, des Fortschritts, der Humanität; sie zweifelt an der Vertrauenswürdigkeit der Vernunft und erschaudert nicht vor einer Barbarisierung des Lebens.»[8]

Die fröstelnde Bewunderung, die in solchen Worten zum Ausdruck kam, finden wir auch in Peter Suhrkamps Essay «Söhne ohne Väter und Lehrer» von 1932, in dem er die zu dieser Zeit knapp Dreißigjährigen als die «Unruhigsten, die Unklarsten und die Abenteuerlichsten» in der bürgerlichen Welt dieser Jahre kennzeichnete: «Das Bezeichnendste an ihnen ist ihr Mangel an Humanität, ihre Achtlosigkeit gegen das Menschliche. Sie haben zwischen zwanzig und dreißig viel hinter sich gebracht, so viel wie die meisten Menschen sonst in ihrem ganzen Leben nicht erwischen; die Nachkriegszeit bot alle Möglichkeiten dazu … Im übrigen waren die Väter zum größten Teil im Kriege. Die Kinder dieser Eltern gerieten, da sie sich selber überlassen oder auch davongelaufen waren, nach dem Krieg in alle Krisenhysterien und Krisenlaster, ohne dabei großen Schaden zu nehmen. Sie reagierten auf die Zeit, gaben ihr nach, nutzten sie aus; jederzeit gerissen, fix und tüchtig. Die Dreißigjährigen sind sicher die begabteste Generation unter den Jungen … Und mit ihrer bekannten Fixigkeit und Tüchtigkeit und mit einer überraschenden Selbstdisziplin stabilisieren sie heute in allen Lagern und Positionen für sich eine fixe Lebensform und fixe Lebensgewohnheiten. Sie sind die schärfsten Gegner des Liberalismus … Ihre Intellektualität ist skeptisch und nicht selten sogar destruktiv … Der Höhepunkt des intellektuellen Daseins ist eine Philosophie der Destruktion, welche die endgültige Vernichtung der bürgerlichen Welt herbeiführen soll.»[9]

«Behütete Kindheit»

Werner Best war von der generationellen Selbststilisierung, wie sie bei Gründel und anderen zum Ausdruck kam, offenbar so stark und früh geprägt, dass oft nicht leicht zu entscheiden ist, ob er in seinen biographischen Notizen über sein eigenes Leben berichtet oder über das der «politischen Generation», der er sich zugehörig fühlte. Deutlich wird aber, dass nicht nur seine «wirkliche» Kindheit

und Jugend prägend für sein weiteres Leben war, sondern auch das stilisierte Bild der Kindheit und Jugend seines Jahrgangs, die Identifikation des eigenen Schicksals mit dem seiner Generation. Beinahe alle Informationen über Bests Jugendzeit stammen von ihm selbst und sind in der Mehrzahl in den Jahren 1945 bis 1949 in dänischer Haft verfasst worden – in einer Phase, in der Best daran arbeitete, ein in sich stimmiges, persönlich und politisch «sinnvolles» Bild seines Lebens zu zeichnen, das zudem seine Haltung und Handlungen während der NS-Zeit als Ausdruck einer «idealistischen» Einstellung ausweisen sollte.[10] Wenn auch alle wichtigen Daten und die äußere Beschreibung seiner Kindheits- und Jugendphase von verschiedenen Zeitgenossen bestätigt wurden, so haben wir es doch mit Entwürfen und Projektionen einer Lebensgeschichte zu tun, deren Entschlüsselung nun aber nicht «Wirklichkeit» von «Erfundenem» trennen kann, sondern den Bedeutungen und Auswirkungen des als biographische Erfahrungen Vorgestellten nachspürt.

Best teilte seine Jugend in zwei strikt voneinander getrennte Hälften, an deren Bruchpunkt der Tod seines Vaters stand, der am 4. Oktober 1914 als Oberleutnant in einem Lazarett in Trier an den Folgen einer an der Westfront in Frankreich erlittenen Verwundung starb. Waren die Jahre danach in Bests Darstellung von Leiden, «Arbeit und Pflicht» gekennzeichnet, was seiner Jugend eine «ernste, fast asketische Note» verlieh[11], schilderte Best die Zeit bis 1914 in Pastelltönen – unbeschwerte, leichte und behütete deutsche Kindheit: «Wolkenbruch mit Überschwemmung des Friedrichsplatzes, Sonnenfinsternis (auf dem Bilseplatz), ‹Sommersingen› (Stab mit Bändern und Lied: ‹Ich bin ein kleiner Pommer› … ‹Ein Schock, zwei Schock, hundert Taler Vorrat›), Schlittenfahren mit Ruth Reimers, Tochter des Weinhändlers R., auf dem Friedrichsplatz …, im Theater: ‹Schneeweißchen und Rosenrot›, Samtanzüge mit Spitzenkragen und Biberpelze …»[12]

Der Vater durchlief die höhere Postbeamtenlaufbahn, bei jeder Beförderung wurde er versetzt. Die Familie zog mit, von Darmstadt nach Liegnitz, von Liegnitz nach Dortmund. Einmal im Jahr fuhr man nach Hessen zu den Großeltern in die Ferien («Flügel in der ‹gut' Stubb›. Katzen [Molly]. Großvater zunächst noch Obergerichtsvorsteher. Sein ‹Stübbche› hinter dem Laden. Im Laden uralte Pfefferminzhütchen. Spaziergänge zum ‹Herrgottsberg›, Frankenstein.»[13]) – ein biedermeierliches Stillleben, aber auch ein deutscher Beamtenhaushalt: «Ich bin in der Atmosphäre deutschen Beamtentums aufgewachsen. Mein Vater war Postbeamter und Sohn eines Eisenbahnbeamten, meine Mutter die Tochter eines Bürgermeisters. Dienst für Volk und Staat, strenge Pflichterfüllung und spartanisch einfache Lebenshaltung waren der Lebensrahmen einer deutschen Beamtenfamilie.»[14] Die Eltern verkehrten mit ihresgleichen, und noch 40 Jahre später hatte Werner Best Namen, vor allem aber auch Titel der Freunde der Eltern exakt im Kopf («Oberpostpraktikant Alfred [und Frieda] Finke, Oberpostkassenrendant Lübke, Oberpostdirektor Meißner»), ebenso wie die der Klassenkameraden der Vorschule («Hans Heinrich [gestorben, Vater gefallen], Kurt Ulrich von Gersdorff, Graf Pilati, Hans Lübke, ein kleiner Jude, bei dem ich gelegentlich eingeladen war: fremdartiges Milieu!»[15]).

In Dortmund besuchte Werner Best seit 1912 das Südwall-Gymnasium; an der Idylle änderte sich nichts: «Mondscheingang zur Apotheke. Asphaltmacher in der Märkischen Straße. Abendbild der Hütte von Hörde … Kränzchen der Mutter in der ‹Kronenburg› (im Park mit Krämer's und Quirin's Kindern, künstliche Ruine am Teich, Froschskelett)», das sind die Stichworte, die sich Best später als Erinnerung an diese Jahre notierte. Auch im Sommer 1914 trat hier zunächst keine Änderung ein («Indianerbilder [Cooper]. Morgendliches Zeitunglesen. Nachricht von Sarajewo. Dann ständig zum Zeitungsgebäude wegen der Telegramme»). Am 1. August 1914 zog der Vater in den Krieg, die Mutter verließ mit den beiden Söhnen das ihr fremd gebliebene Dortmund und ging zurück ins Rheinhessische, nach Mainz-Gonsenheim («Kriegsbegeisterung. Der Milchmann: ‹Was Neies? Mer siege halt!›»).

Am 4. Oktober traf dann die Nachricht ein, dass der Vater seinen Verwundungen erlegen sei – und hier beginnt der zweite Teil von Bests Notizen über seine Jugend. Hatten diese rückblickenden Aufzeichnungen bis dahin das Bild einer glücklichen Kindheit in einer heilen Welt stilisiert, so wurde nun ein leidendtapferer Grundton vorherrschend: «Der frühe Heldentod meines Vaters hat mich schon mit elf Jahren einsam gemacht, da meine Mutter zusammenbrach und mehr Stütze von Seiten ihrer Söhne brauchte, als sie ihnen geben konnte. Ich bin deshalb mehr von der Tradition meiner Familie als von meinen Eltern erzogen worden … Mein Vater hatte einen Brief an seine beiden Söhne hinterlassen, in dem er uns die Mutter anbefahl und uns aufforderte, patriotische deutsche Männer zu werden. So fühlte ich mich mit elf Jahren bereits für meine Mutter und meinen jüngeren Bruder verantwortlich. Und vom 15. Lebensjahre ab (1918!) fühlte ich mich verantwortlich für die Wiederaufrichtung Deutschlands. Ich habe deshalb in meiner Jugend nur Ernst und Sorge, Arbeit und Verantwortung gekannt. Ich verzichtete auf alle Vergnügungen meiner Altersgenossen (habe z. B. nie tanzen gelernt). Auch die finanzielle Notlage – meine Mutter hatte nur eine kleine Witwenpension – hat meine Jugend überschattet.»[16]

Verlust des Vaters, frühe Selbstständigkeit und Verantwortung, sozialer Abstieg, militärischer und politischer Zusammenbruch des Reiches, Besetzung der Heimat durch die französische Armee – diese Erfahrungen in den Kriegs- und Nachkriegsjahren, in denen er zwischen elf und 18 Jahren alt war, hat Best bei zahlreichen Gelegenheiten als die entscheidenden Prägungen seiner Person hervorgehoben und zugleich die untrennbare Verbindung von politischer und persönlicher Entwicklung als Grundmotiv seiner Lebensgeschichte betont: «Mein Leben stand deshalb schon von der Kindheit an unter dem Zeichen der Pflicht, sich ganz für eine Wiedererhebung Deutschlands einzusetzen, damit der Heldentod meines Vaters nicht umsonst gewesen sei», schrieb er 1946.[17] «Mein Berufsweg ist – wie mein ganzes Lebensschicksal – von den ersten Anfängen an durch das geschichtliche Geschehen unserer Zeit beeinflusst gewesen», begann er einen Abriss über seinen beruflichen Werdegang im Februar 1964.[18] Durch den Tod des Vaters und den seines Großvaters wenige Wochen später sei ihm, dem damals Elfjährigen, «die geistige und gefühlsmäßige Atmosphäre, in der er

in Familie und Schule bisher unbewußt aufgewachsen war, erlebte und richtungsweisende Wirklichkeit [geworden], die seine weitere Entwicklung bestimmte: Vaterlandsliebe und Opferbereitschaft, soldatische Treue gegenüber dem Kaiser und dem Landesherrn (Großherzog von Hessen), politisches Bekenntnis zu Bismarck, dessen Politik insbesondere die – von meinem Vater stets gewählte – Nationalliberale Partei fortzusetzen versuchte. Dass diese Werte erhalten bleiben und zum Sieg geführt werden mussten, erschien mir notwendig, um die ungeheuren Opfer und Schmerzen zu rechtfertigen, die der Krieg in steigendem Maße verursachte. Daß ich – obwohl ich dies alles bewußt erlebte und mit fieberhaftem Interesse das Kriegsgeschehen verfolgte – nicht wie mein Vater als Soldat für den deutschen Sieg kämpfen durfte (ich war beim Kriegsende 15 Jahre alt), wurde ein Trauma meiner Jugend, welches in der Folgezeit einen inneren Zwang schuf, mich – oft unbedacht – aktiv handelnd einzusetzen, wo ich nur eine Möglichkeit dazu fand.»[19]

Best durchlief das Neue Mainzer Gymnasium als Klassenprimus und zeichnete sich besonders in Geschichte aus; ein Höhepunkt seiner schulischen Laufbahn war die Ausarbeitung eines Vortrags über die «Kriegsschuldfrage». Er «verschlang» vor allem das Nibelungenlied, dessen Schauplätze ja in Rheinhessen liegen und an dem sich die nationalistischen Phantasien der rheinhessischen Jugend erhitzten. Er wurde Mitglied der Schülerverbindung «Korps Adelphia» und erhielt dort den Decknamen «Hagen». Er nahm Fechtunterricht, lernte Stenographie und besuchte Kurse an der Mainzer Volkshochschule. Vor allem aber war er brennend an allem «Politischen» interessiert. Über einen Bekannten bekam er schließlich Kontakt zu den «Alldeutschen» und den «Alldeutschen Blättern»; dann auch zum Vorsitzenden des Alldeutschen Verbandes selbst, dem Mainzer Rechtsanwalt Heinrich Claß. Seine Sicht auf die «Bedeutung» des Krieges, auf Reich, Nation, Volk, so hob er hervor, sei nachhaltig geprägt worden von den Auffassungen «dieser orthodoxen Bismarckianer, welche – ‹kaiserlicher als der Kaiser› – die kaiserliche Politik mit der Begründung, dass sie Kaiser und Reich schwäche, scharf angriffen».[20]

Diese frühe hermetische Politisierung ließ für Werner Best nur wenig Raum, eigene Erfahrungen zu machen, die nicht schon durch ein vorgegebenes Interpretament kanalisiert waren. Er entwickelte dadurch früh ein «ernstes», etwas alt-kluges Auftreten, gekennzeichnet von dem Bestreben, sein eigenes Verhalten in Übereinstimmung mit dem zu bringen, was er als seine politische «Aufgabe» empfand. Darin unterschied er sich nicht von vielen seiner Freunde und Klassenkameraden, die dem Zeitgeist folgend die nationalistische Emphase der Älteren zu imitieren und sogar zu übertreffen trachteten. Aber bei Werner Best war dieses Bemühen noch etwas heftiger ausgeprägt, wohl auch etwas ernsthafter als bei anderen.

Umso schmerzhafter und überraschender, betonte Best, sei für ihn als Fünfzehnjährigen das Kriegsende, die Novemberrevolution (selbst in ihrer Mainzer Schwundform) und besonders die Besetzung seiner Heimatstadt durch die Franzosen Anfang Dezember 1918 gewesen: «Daß alle Opfer vergeblich geleistet worden sein sollten, erschien mir unvorstellbar. Und als die Bedingungen des Waffenstillstands von Compiègnes bekannt gegeben wurden, war ich so sehr überzeugt, daß sie nicht angenommen werden könnten und daß der Krieg fortgesetzt werden müsse, daß ich – als 15jähriger – mit einigen Freunden beschloß, über den Rhein zu gehen und Anschluß an eine Truppe zu suchen, die weiterkämpfen würde.» Die aber gab es nicht mehr.[21]

Unter seinen Lehrern und Mitschülern, vor allem aber in der Jugendbewegung, fand er Gleichgesinnte. Die «Wanderungen», die einerseits dem Gemeinschaftserlebnis, zum anderen aber in zunehmendem Maße der politischen Orientierung in einer plötzlich ganz unübersichtlich gewordenen Welt dienten, führten schnell zur Erweiterung der Kontakte und zur Herausbildung neuer Gruppierungen. Im Sommer 1919 gründete Best bei einer solchen Wanderung durch den Taunus die Ortsgruppe Mainz des «Deutschnationalen Jugendbundes» und wanderte forthin als «Jungnationaler» im Verein mit «Adlern und Falken» und anderen national orientierten Bünden: «Wanderungen und Tagungen der Bünde mit endlosen Gesprächen über Lebensauffassung und Lebensgestaltung gaben dem eigenen Suchen einen Rahmen und Kontaktmöglichkeiten, wie sie wohl keine Generation vorher und nachher gehabt hat. Auch die Berührung mit ‹Jugendbewegten› anderer Richtungen vollzog sich in unbefangener Weise und erweiterte und vertiefte unser Denken. Wenn wir Jungnationalen irgendwo in der Landschaft auf Gruppen der sozialistischen ‹Arbeiterjugend› oder konfessioneller Jugendbünde trafen, so prügelten wir uns nicht, sondern saßen nächtelang um die Lagerfeuer und diskutierten über Gott und die Welt. Der Jugendbewegung, welche in den Jahren nach 1918 aus dem gefühlsbetonten Wandervogel-Dasein in das chaotische politische Leben der Zeit hineinwuchs, verdankt meine Generation das eigene Suchen und Finden ‹weltanschaulicher› und politischer Auffassungen und Grundsätze.»[22]

Hier sind die Elemente der generationellen Selbststilisierung auf engem Raum versammelt – die privilegierte «Erlebnissituation» der Kriegsjugendgeneration, der Vorrang generationeller Zusammengehörigkeit vor sozialer Herkunft oder politischer Überzeugung und die dadurch ermöglichte intensive Auseinandersetzung über alle Klassenschranken und weltanschauliche Differenzen hinweg. Aus dieser «einzigartigen» Konstellation wird die «Tiefe» der weltanschaulichen Überzeugung dieser Generation hergeleitet. Wichtig ist hieran aber auch, dass der Begegnung und dem «Erlebnis» in Bünden entscheidende Auswirkungen auf das weitere Leben und die politische Grundhaltung der Einzelnen zugeschrieben werden, nicht dem Engagement in den Parteien, die als Ausdruck der «Zerrissenheit» des deutschen Volkes abgelehnt wurden, weil man nach neuen Formen der «Vergemeinschaftung» suchen wollte. Die zu dieser Zeit überall entstehen-

den zahlreichen rechten und rechtsradikalen Gruppen und Kleinparteien aber verstand man in ihrer Vielfalt eher als ideologisch und organisatorisch noch unfertige Versuche zur Neubestimmung von Politik und nicht als bereits fertige Angebote. Entsprechend reichten die Kontakte Bests in den Jahren nach dem Krieg von der DVP bis zu rechtsradikalen Splittergruppen, umfassten aber, vor allem bei «Aktionen», auch Gewerkschaftler und Sozialdemokraten.

Seit dem Sommer 1919, nach «Versailles», war Best überall dort zu finden, wo sich in Mainz im nationalistischen Milieu etwas regte. Er wirkte an der Gründung der Mainzer Ortsgruppe des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes ebenso mit wie an der der Deutschnationalen Volkspartei[23], machte sich als Mitglied der DNVP bei deren Wahlwerbung nützlich und knüpfte auf diese Weise nicht nur enge Kontakte zu den gleichaltrigen nationalistischen Aktivisten in Mainz und der Umgebung, sondern wurde auch mit den deutschnationalen Honoratioren der Stadt bekannt.[24] Vor allem aber nahm er regen Anteil an den Auseinandersetzungen mit der französischen Besatzungsmacht in seiner Heimatstadt. Wenige Tage nach Beendigung des ersten Separatistenputsches und nach Abschluss des Versailler Vertrages wurde er in Mainz stadtbekannt; denn jener Schüler, der am 9. Juli 1919 die Annahme einer Buchprämie durch einen französischen Offizier mit den Worten verweigert hatte, sein Vater sei im Kampf gegen Frankreich gefallen und daher könne er von einem Franzosen kein Geschenk annehmen, war kein anderer als Werner Best selbst, der daraufhin vom Provinzialdirektor persönlich als «ehrendes Beispiel männlichen und mutvollen Verhaltens» gelobt worden war, zumal die Schulbesuche französischer Offiziere daraufhin eingestellt wurden.[25] Diese Geschichte mit dem Oberstleutnant Comte Charles de Pélacot gewann in den späteren Jahren einige Bedeutung für Best. Er vergaß sie in keinem offiziellen oder internen Lebenslauf vor und nach 1945 noch bei einem der zahlreichen Verhöre nach dem Krieg zu erwähnen und stilisierte sie zu seiner ersten direkten Konfrontation mit dem «Feind» und zum Beginn seiner aktiven politischen Laufbahn.

Das Lebensgefühl und das politische Weltbild des sechzehnjährigen Werner Best waren durch die Ereignisse und Erfahrungen im Gefolge von Kriegsende, Revolution, Besatzungszeit, Separatistenputsch und «Abwehrkampf» geprägt. Dass Deutschland besiegt und das Rheinland von den Franzosen besetzt worden war und vom Reich abgetrennt werden sollte, sah er als das Ergebnis einer Verschwörung der inneren und äußeren Feinde des deutschen Volkes, die durch die Propagierung der «Menschenrechte» und der Ideale der französischen Revolution realisiert und abgesichert werden sollte. Alles, was er in diesen und den folgenden Jahren im Rheinland erlebte, interpretierte er in diesen einfachen, aber durch seine unmittelbare Erfahrung gefestigten Kategorien. Daher rührte auch der Antrieb für seinen rastlosen politischen Aktivismus, dessen emotionaler Ausgangspunkt die tägliche Konfrontation mit der Besatzungsmacht war – in der Stadt und im eigenen Haus, das seit Anfang 1919 bis zur Räumung des Rheinlandes im Sommer 1930 zur Hälfte von den Franzosen «requiriert» war. «Daß sie lachen durften, während wir verbrannten», schrieb ein anderer, beinahe gleichaltriger Nationalist über seine Empfindungen gegenüber der französischen Be-

satzungsmacht im Rheinland, «daß sie marschieren durften, mit ihrem Kriegerstolze prunken und wir in Demut standen, das jagte mir den roten Haß ins Herz» – es war Ernst von Salomon, der im benachbarten Frankfurt den Einmarsch der Franzosen erlebte und bald mit Best in engen Kontakt trat.[26]

Im Frühjahr 1921 schloss Best die Schule mit dem Abitur ab und begann an der Frankfurter Universität das Jurastudium. Sein ursprünglicher Berufswunsch, Seeoffizier zu werden, sei, wie er später schrieb, «mit der kaiserlichen Flotte in der Bucht von Scapa Flow versunken». Seine Entscheidung, Jurist werden zu wollen, sei aber «nicht aus Neigung zu diesem Beruf» gefallen, sondern aus Pflichtgefühl und «unter dem Gesichtspunkt, daß er die besten Voraussetzungen für eine politische Tätigkeit biete.»[27]

2. Völkische Studenten

Die französische Besetzung des Rheinlandes und die verschiedenen Erweiterungen der rechtsrheinischen Brückenköpfe hatten Frankfurt zur Frontstadt gemacht, und in der traditionell eher liberalen hessischen Metropole wurde das politische Klima im Frühjahr 1921 von einer Unzahl völkischer Bünde und nationalistischer Zirkel bestimmt. Zudem wurde von hier aus die «Abwehrarbeit» im besetzten Gebiet koordiniert, was den politischen Aktivitäten einen zuweilen verschwörerischen Beiklang gab. Die Welt der rechtsradikalen Bünde und patriotischen Verbände war hier wie in allen Großstädten des Reiches kein politisch festgefügtes Lager, sondern eher ein Milieu – ein fiebriger Dauerzustand aus Kundgebungen und Geheimtreffen, Verbandsneugründungen und -auflösungen, gekennzeichnet eher durch Stimmungen und Personen als durch Programme und Parteien. Das Faszinierende daran, schrieb Best später, sei gewesen, «daß man sich hineinwarf wie in einen brodelnden See, um die Kraft der Wellen und die eigene Kraft zu erproben. Neue geistige Kraftquellen kennenzulernen und auf sie zu reagieren, in der Auseinandersetzung mit Feinden und Freunden die eigene Position klarer zu erkennen und zu präzisieren, das war der Trieb, der uns in dieses bewegte Milieu, das ja noch keine geschlossene ‹Bewegung› war, führte.»[28]

In seinem autobiographischen Roman «Die Geächteten» von 1930 hat Ernst von Salomon dieses Szenario in Frankfurt anschaulich beschrieben: «Was immer an Fetzen und Bruchstücken vergangener Werte und Ideologien, Bekenntnisse und Gefühle aus dem Schiffbruch gerettet wurde, mengte sich mit den zugkräftigen Parolen und Halbwahrheiten des Tages … ein wunderlich Gemisch aus Bierdunst, Sonnenmythos, Militärmusik erschlug die blasse Lebensangst. Der Grundakkord sehr lauten Mannestumes ward in Weihe übertönt von Schiller-Zitaten und Deutschlandlied; dazwischen grollte Runengeraune und Rassegerassel.» Und in sehr ähnlicher Metaphorik wie 60 Jahre später Best schrieb er: «Wenn irgendwo, dann blüht das Neue aus dem Chaos, dort, wo die Not das Leben tiefer macht, wo in erhöhter Temperatur verbrennt, was nicht bestehen kann, geläutert, was siegen soll. In diesen gärenden, brodelnden Brei konnten wir unsere Wünsche werfen, aus ihm konnten wir unsere Hoffnungen dampfen sehen.»[29]

Eine Ortsgruppe des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes war hier im Sommer 1919 gegründet worden; daneben existierten der Deutschvölkische Bund, der antisemitische Reichshammerbund, Gottfried Feders «Kampfbund zur Brechung der Zinsknechtschaft», seit dem Frühjahr 1921 auch die NSDAP. Hier suchten Salomon und andere nach zuverlässigen Aktivisten für die Organisation Consul des Kapitäns Erhardt, um sie und sich auf den «bewaffneten Kampf» vorzubereiten.[30] Aber die Abgrenzungen zwischen den Gruppen und Bünden waren nicht scharf, Doppel- und Mehrfachmitgliedschaften üblich, und oftmals handelte es sich weniger um politisch definierbare Organisationen als um Anhängerschaften einer lokalen Führergröße, von denen die Szenerie bestimmt war und die sich untereinander oft heftig befehdeten. Um Kontakte brauchte sich der noch nicht 18-jährige Werner Best in seinem ersten Semester in Frankfurt also nicht zu sorgen. Als Aktivist der deutsch-nationalen Jugendbewegung, als Mitglied der DNVP-Jugendorganisation und des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes bekam er rasch Anschluss an die vielfarbige nationalistische Szene Frankfurts, insbesondere an den «Deutschnationalen Bund», auch an die Gruppe um Ernst von Salomon – ob auch an die Organisation Consul selbst, ist unklar.[31]

Der Deutsche Hochschulring

Von ungleich größerer Bedeutung als die vielen kleinen und kleinsten politischen Zirkel, Kreise und Parteien Frankfurts aber wurde für Best wie für seine studentischen Altersgenossen die politische Hochschulorganisation, der er sich alsbald anschloss. Denn im Unterschied zu der unübersichtlichen Entwicklung der Parteienlandschaft auf der Rechten hatte sich an der Frankfurter Universität wie an allen reichsdeutschen Hochschulen bereits eine Gruppe als eindeutig dominierend herausgeschält: Der «Deutsche Hochschulring» (DHR), der an den einzelnen Universitäten als «Hochschulring Deutscher Art» (HDA) auftrat. Dieser Vereinigung – ein Zusammenschluss beinahe aller Korps und Burschenschaften sowie zahlreicher nichtkorporierter Studenten, die in sogenannten «Finkenschaften» dem Ring angehörten, – trat Best zu Beginn seines Studiums im Frühjahr 1921 bei. Der Hochschulring war die erfolgreichste und langfristig bei weitem einflussreichste hochschulpolitische Neugründung der Nachkriegsjahre. Als Teil der «neo-konservativen» Ring-Bewegung war er zum einen Ausdruck der programmatisch noch unfertigen und sich auch als vorläufig verstehenden, in ihrer generellen antiaufklärerischen und nationalistischen Haltung aber bereits gefestigten Sammlungsbewegung der durch Kriegsausgang und Revolution politisch destabilisierten jungen und radikalisierten Rechten. Zum anderen stand er im Kontext der durch den Rückgriff auf vorkonstitutionelle Strukturen gekennzeichneten Zirkelbildung gesellschaftlicher Führungsgruppen, jenes «Netzwerks der Eliten, das infolge zahlloser personeller Querverbindungen das politische Gesamtsystem mit Ausnahme der Linksparteien … umfaßte; sowohl eine Auffangs- wie eine Ersatzorganisation für das

gleichzeitig rückläufige bürgerliche Parteiensystem», wie Hans Mommsen formuliert hat.[32]

Die Entstehung des «Deutschen Hochschulrings» geht auf verschiedene Einflüsse zurück, die in der Nachkriegszeit unter der deutschen Studentenschaft wirkungsmächtig waren und sich im Frühjahr 1919 in Berlin bündelten. Große Teile der Studenten – seit jeher «national» gesinnt, aber politisch eher desinteressiert – waren als Kriegsteilnehmer mit neuen sozialen und existentiellen Erfahrungen konfrontiert worden, die im Mythos vom «Kriegserlebnis» ein integrierendes Sinnangebot erfuhren, ohne dass sich dies in den ersten Nachkriegsmonaten aber bereits notwendig in der Entstehung neuer politischer Gesinnungsverbände auf der Rechten niedergeschlagen hätte. Erst die Erfahrungen der ersten Jahreshälfte 1919 ließen die Erlebnisse des Krieges und der Nachkriegszeit zu einem einheitlicheren und politisch formulierbaren Bild von der Entwicklung und Lage des Reiches zusammenwachsen. Die bewaffneten Auseinandersetzungen während des «Spartakus-Aufstandes» im Januar 1919 in Berlin, bei denen zahlreiche Berliner Studenten in freiwilligen Verbänden die Regierung Ebert/ Scheidemann gegen den «Bolschewismus» verteidigten, die Kämpfe an der Ostgrenze des Reiches zu Polen, an denen ebenfalls viele Studenten in den Freikorps als Zeitfreiwillige teilnahmen, die Besetzung der Rheinlande durch die Westalliierten und schließlich die Friedensbedingungen von Versailles hatten eine forcierte Politisierung und Radikalisierung unter den Studenten zur Folge, deren wesentliche Kennzeichen die zunehmende Distanz zur neuen Republik und ihren Regierungen, die deutliche Absetzung vom «Patriotismus» alter Prägung, der sich im November 1918 als offensichtlich überholt und politisch untauglich erwiesen hatte, und die Anknüpfung an die Jugendbewegung der Vorkriegszeit waren.[33]

Im «nationalen» Flügel der «Wandervögel» waren bereits vor dem Krieg «völkische» Ideen verbreitet gewesen, ohne sich aber schon durchgesetzt zu haben. Anfang 1919 sammelte sich dann in Berlin ein Kreis von Freistudenten und Wandervögeln zur «Fichte-Hochschulgemeinde» und knüpfte damit an die «Fichte-Begeisterung» der Jugendbewegung an: «In kleinen Arbeitsgemeinschaften und in großen öffentlichen Vorträgen versuchte die Fichte-Hochschulgemeinde zu zeigen, daß Fichtes wahrhaft völkische Lehre nützlicher für den Wiederaufbau unseres Staates und Volkes war als alle Parteidoktrinen zusammen», schrieb einer ihrer Gründer rückblickend.[34] Ausgehend von Fichtes «Reden an die deutsche Nation» wurde dabei das «Volk» als Mittelpunkt allen politischen Bemühens apostrophiert, nicht der Staat und nicht die Nation, wobei das Problem, was unter «Volk» zu verstehen sei – eine Kulturgemeinschaft, eine Blutsgemeinschaft, ein Willensverband –, zunächst noch offen und Gegenstand der Debatten war. Auch das griff auf Vorbilder aus der wilhelminischen Ära zurück, in der sich die neuen radikalnationalistischen Verbände, aber auch Teile der Jugendbewegung, Lebensreformer und Kulturkritiker bereits auf Volk, Gemeinschaft und organischen Sozialismus orientiert hatten – «‹Volk› war das Wort eines neuen Nationalismus gegen den Hurrapatriotismus der Konvention.»[35] Vor dem Krieg aber hatten die «völkisch»-radikalen Gruppen zwar durchaus zahlreiche Anhänger, waren aber insgesamt doch Außenseiter geblieben. Nun aber begann sich dies zu

verändern, das Denken in «völkischen» Kategorien verbreitete sich rasch und wurde insbesondere unter den Studenten bald zur bestimmenden Lehre.

Im Juni 1919 kam es auf dieser Grundlage zu einem Zusammenschluss der Fichte-Hochschulgemeinde mit einer Reihe von Berliner Korporationen, insbesondere dem traditionell rechtsextremen «Verein Deutscher Studenten», zum «Hochschulring Deutscher Art». Die Verbindung von korporierten und nichtkorporierten Studenten galt dabei als Ausdruck der Überwindung überholter Standespolitik auf «überparteilicher Grundlage» und war ausdrücklich als Versuch der organisatorischen Zusammenfassung aller «nationalen» Korporationen und nichtkorporierten Studenten «zu einem festen Block für deutsche Art und deutsches Wesen gegen die zerstörenden Kräfte des Internationalismus jeder Färbung» gedacht.[36]

Der Begriff des «Internationalismus» bezeichnete dabei das, was als gemeinsamer Kern der inneren und äußeren Bedrohung des Reiches wahrgenommen wurde, und stellte den Gegenpol zur Kategorie des «Völkischen» dar: «Spartakus» und im weiteren Sinne auch die Sozialdemokratie als Ausdruck des proletarischen Internationalismus einerseits und «Versailles» als Symbol des westlichen, von Frankreich dominierten Internationalismus, wie er sich im Völkerbund darbot, andererseits wurden gleichermaßen als Elemente einer gegen Deutschland gerichteten politischen Ideologie begriffen, der mit einer konsequent «völkischen» Haltung begegnet werden müsse.

Noch im August 1919 verbreiterte sich die Grundlage der Berliner Hochschulring-Studenten, als sie auf der Burg Lauenstein am ersten Nachkriegstreffen der «jungdeutschen» Bewegung teilnahmen, des «völkisch» gesinnten Teiles der Jugendbewegung, der sich bald zu einem der geistigen Zentren der «völkischen Bewegung» der Nachkriegszeit insgesamt entwickelte. Über die Tagung auf Burg Lauenstein wurde nun die Idee eines überparteilichen Hochschulrings auf völkischer Grundlage schnell weitergetragen; noch im Wintersemester 1919/20 entstanden weitere Zusammenschlüsse nach Berliner Vorbild an anderen Universitäten. Im Juli 1920 wurde in Göttingen aus den bis dahin 19 «Hochschulringen Deutscher Art» der verschiedenen Universitäten der «Deutsche Hochschulring» gegründet. Bereits beim Göttinger Studententag 1920 stellte der Hochschulring die stärkste Fraktion, und seit dem Wintersemester 1920/21 gab es Hochschulringe an allen reichsdeutschen Universitäten sowie in Österreich und der Tschechoslowakei. Der Grund für diese beinahe explosionsartige Ausbreitung lag vor allem darin, dass es gelungen war, nach und nach alle wichtigen studentischen Korps und Burschenschaften zum korporativen Eintritt in den Hochschulring zu bewegen – insbesondere nach dem Kapp-Putsch, der den rechtsstehenden Studenten endgültig vor Augen geführt hatte, dass mit einer kurzfristigen Veränderung der politischen Verhältnisse im Sinne der Rechten wohl nicht zu rechnen war und dass die Wiederherstellung des politischen Systems der Vorkriegszeit weder eine erreichbare noch eine akzeptable politische Perspektive darstellte. «Der versuchte Staatsstreich von Kapp und Lüttwitz», hieß es in einem Rundschreiben des Vorsitzenden des Deutschen Hochschulringes, Otto de la Chevallerie, vom Frühjahr 1920, «zeigt uns, daß ein militärisch wohl geglücktes Unter-

nehmen sich nicht behaupten kann, wenn es nicht in politischer, wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht neue Ziele weisen kann. Derartige Ziele lassen sich aber nicht von heute auf morgen stecken. Sie wachsen allmählich.»[37]

Juni-Club und Ringbewegung

Als Werner Best im Frühjahr 1921 dem Frankfurter Hochschulring beitrat, war an den Universitäten bereits ein gewisser Generationswandel spürbar geworden – die Kriegsteilnehmer begannen die Hochschulen zu verlassen, während der Anteil der Studenten aus der «Kriegsjugend» anstieg und auch im Hochschulring bald überwog. Da die Zahl der Anhänger der studentischen Ringbewegung infolge der sich in dieser Zeit beständig zuspitzenden innen- und außenpolitischen Situation insgesamt stark zunahm und es jetzt «gewissermaßen zum guten Tone gehörte, Hochschulringmann zu sein», wurde es zur vordringlichen Aufgabe, «durch Heranziehung eines geeigneten Führernachwuchses eine Tradition der Bewegung sicherzustellen» und damit der «Gefahr einer Parlamentarisierung der Bewegung und damit ihrer Verflachung» entgegenzuarbeiten, wie Walther Schulz, der zu den Gründern des DHR gehört hatte, betonte.[38] Neben die hochschulpolitische Arbeit des DHR trat damit mehr und mehr eine ausgedehnte Schulungstätigkeit und in deren Folge auch ein starker außeruniversitärer Aktivismus.

Noch vor Beginn seines eigentlichen Studiums nahm Werner Best bereits an einer solchen «Führer- und Schulungswoche» des DHR auf der Elgersburg bei Ilmenau teil, die vor allem der Vertiefung und Vereinheitlichung der weltanschaulichen Grundlagen des Hochschulrings dienen sollte und auf der Themen wie «Völkisch und antisemitisch», «Fichtes Gedanken vom Volkstum», «Kritik des Internationalismus», «Grenz- und Auslandsarbeit» oder «Die Rheinlandfrage» diskutiert wurden.[39] Über die weltanschauliche Schulung hinaus waren Klausurwochen wie diese auf der Elgersburg, die der Hochschulring von nun an regelmäßig und mit wechselnden Schwerpunkten veranstaltete, dafür gedacht, die Kontakte der führenden Hochschulringstudenten untereinander sowie mit den Dozenten und Professoren, die das Programm der Tagungen bestritten, und den «Alten Herren», die von Zeit zu Zeit ebenfalls teilnahmen, zu intensivieren, um so den Zusammenhalt der «Bewegung» nicht allein auf politisch-programmatischer, sondern auch auf persönlicher Ebene zu stärken. Damit wurde jenes dichte und kaum entwirrbare Netz von persönlichen Beziehungen, institutionellen Kontakten und organisatorischen Verflechtungen geknüpft, das für die Ring-Bewegung insgesamt so kennzeichnend war und ihre über den unmittelbar nachweisbaren Einfluss hinausreichende politische Bedeutung ausmachte.[40]

Die meisten Vortragenden auf den Schulungswochen des DHR entstammten dem Umkreis des Berliner Juni-Clubs um Moeller van den Bruck, Heinrich von Gleichen und Martin Spahn. Spätestens seit die Leitung des Hochschulrings ihr Domizil in der Berliner Motzstraße 22 aufschlug, also im Haus des Juni-Clubs, kann man von einer politischen und organisatorischen Symbiose beider Vereini-

gungen sprechen. Das bezog sich auf drei verschiedene Aspekte: Zum einen nahm der Kreis um Moeller und Spahn mittelbaren und unmittelbaren Einfluss auf die Politik und weltanschauliche Ausrichtung des Hochschulrings, vor allem während der Schulungswochen.[41] Diese Schulungstätigkeit wurde seit dem Herbst 1921 intensiviert, als das im November 1922 von den Männern des Juni-Clubs gegründete «Politische Kolleg» in Berlin unter Martin Spahn seine Arbeit aufnahm und in Spandau «nationalpolitische Lehrkurse» abhielt. Ein Jahr später wurde das Kolleg zur «Hochschule für nationale Politik» erweitert und begann mit einem regulären, aber privat organisierten, universitätsähnlichen Lehrbetrieb. Die Teilnehmer an diesen Kursen rekrutierten sich, entsprechenden Vereinbarungen gemäß, vorwiegend aus Mitgliedern der nationalen Gewerkschaften und des Hochschulrings, die sich jeweils für einige Wochen im Spandauer Johannisstift niederließen – so auch Werner Best, der seit dem Herbst 1922 mehrfach an derartigen Kursen teilnahm.[42]

Zum zweiten hatte sich schon auf der Elgersburg im Juni 1921 ein altakademischer Förderkreis um den Berliner Senatspräsidenten Flügge gebildet, dem bald nicht nur die führenden Politiker der Rechtsparteien und der Umgebung des Juni-Clubs, sondern auch zahlreiche Unternehmer, vor allem aus der Schwerindustrie, beitraten, die zum Teil auch dem Förderkreis und Verwaltungsrat des Politischen Kollegs angehörten. Hauptaufgabe des Förderkreises, der später als «Altherrenschaft des Deutschen Hochschulrings» firmierte, war die «finanzielle Sicherstellung der Bewegung».[43] Nach einer Vereinbarung innerhalb des engeren Kreises des Juni-Clubs und mit dem Kuratorium des Politischen Kollegs oblag Martin Spahn die Betreuung sowohl des DHR wie des «Jungnationalen Bundes» und des «Deutschnationalen Jugendbundes» – zum einen im Hinblick auf die «nationalpolitische Erziehung», zum anderen bei der Verteilung der Spendengelder aus Industrie und Landwirtschaft. Spahns Rolle als «Studentenvater», auf dessen Einfluss der völkisch-radikale Kurs des Hochschulrings zu einem guten Teil zurückzuführen war, hatte gewisse Spannungen mit den deutschnationalen und rechtskatholischen Vertretern im Altherrenverband des DHR zur Folge. Auf der anderen Seite besaß Spahn in der völkischen Studentenschaft beinahe bedingungslosen Rückhalt und große Autorität.[44]

Die umfangreiche Finanzierung machte die immer weiter ausgreifende politische Arbeit des Hochschulrings – die Schulungskurse, die Herausgabe von Zeitungen und Nachrichtendiensten, die Unterhaltung von Büros und Sekretariaten – erst möglich. Sie zeigt aber auch, wie groß das Interesse und die Aufmerksamkeit von Seiten der Industrie und der Rechtsparteien gegenüber dieser so erfolgreichen völkischen Sammlungsbewegung unter den Studenten waren. Dabei spielten die im Nachhinein relativ ausgeprägt wirkenden politischen Unterschiede zwischen altem und neuem Konservativismus eine offensichtlich geringere Rolle. Vielmehr erfuhr das «Ring»-Konzept des Juni-Clubs hier eine eindrucksvolle praktische Bestätigung: die lockere, eher assoziative und stärker über Personen als über Organisationen geknüpfte Verbindung der verschiedenen Strömungen innerhalb der Rechten; die Hervorhebung der ideologischen Vielfalt, die nur über längere Zeit hinweg durch intensive Diskussion und Auseinandersetzung,

vor allem aber durch die politische Praxis selbst zu stärkerer Klarheit und Einheitlichkeit geführt werden sollte; aber gleichzeitig die grundsätzliche Einheit des «nationalen Lagers» als gedanklicher Ausgangspunkt dieses Projekts.

Gerade dieser letzte Aspekt war für die politische Sozialisation der Hochschulring-Studenten von auch längerfristiger Bedeutung. Denn zum einen erschlossen sich auf diese Weise vor allem für die Aktivisten unter ihnen weitreichende und einflussreiche Kontakte sowohl in politischer wie in beruflicher Hinsicht. Zum anderen bestärkten diese Kontakte und Beziehungen, die von den Völkisch-Radikalen bis zu DVP, DDP und Zentrum reichten, den Eindruck von der bei allen politischen und strategischen Meinungsverschiedenheiten zwischen den zahlreichen Gruppen und Zirkeln doch vorhandenen Einheit der Rechten im Grundsätzlichen. Zugleich zeigte sich hier aber der große Einfluss der «alten» Rechten auf die jungen nationalistischen Studenten im DHR, der nachgerade zum Instrument zunächst deutschnationaler und dann im allgemeineren Sinne radikalnationalistischer Politik regredierte. Die Frankfurter Zeitung wies 1923 denn auch auf die «steigende Abhängigkeit des Hochschulrings» von den Geldgebern, dem «Förderkreis» hin: «Die politisierenden Generale und Professoren … wurden Stammgäste der Hochschulringversammlungen und haben aus der völkischen Studentenbewegung ein Anhängsel der deutsch-völkischen Parteibestrebungen gemacht». Als besonders verhängnisvoll, habe es sich erwiesen, dass die nationalpolitische Schulungsarbeit des DHR «in den Händen politischer Phantasten wie Stadtler und Martin Spahn» liege.[45]

Auch für Werner Best war Spahn neben Stapel der einflussreichste und prägendste unter den «politisierenden Professoren», mit denen er Kontakt hatte. Wie vielfältig die Eindrücke und Einflüsse innerhalb dieses Milieus waren, hat er in seinen biographischen Notizen über seine Entwicklung später anschaulich beschrieben: «Meine Studienzeit von 1921 bis 1925 fiel in einen politisch und geistig besonders bewegten Zeitabschnitt zwischen den beiden Weltkriegen. In dieser Zeit suchte und fand ich – vor allem im Rahmen der sich immer lebendiger und vielfältiger entwickelnden ‹nationalen Bewegung› – die Kontakte und Anregungen, welche meine Lebensauffassung und meine politische Haltung für die nächsten zwei Jahrzehnte bestimmten. Zunächst war es der – geistig von der Berliner ‹Fichte-Hochgemeinde› beeinflußte – Deutsche Hochschulring, … dessen erzieherischer und hochschulpolitischer Arbeit ich mich widmete … Da mir aus finanziellen Gründen der Eintritt in eine Korporation nicht möglich war, gründete ich als Vertretung der nichtkorporierten Studenten – welche als ‹Finken› bezeichnet werden – eine ‹Deutsche Finkenschaft›, als deren Vertreter ich zunächst im Frankfurter Hochschulring Deutscher Art und alsbald auch im Führungsausschuß des Deutschen Hochschulrings mitarbeitete. Daneben nahm ich jede Gelegenheit wahr, Menschen, Gruppen und Gedanken kennenzulernen, welche mir Anregungen geben und meinen Gesichtskreis erweitern konnten. So verkehrte ich in den ‹jungkonservativen› Kreisen, die unter der geistigen Führung von Moeller van den Bruck und Heinrich von Gleichen durch die Zeitschrift ‹Gewissen› ihre Gedanken vertraten und in ihren Klubs – ‹Juni-Klub›, ‹Herren-Klub›, ‹Jung-konservativer Klub› – Gelegenheit zum Treffen und zur Aussprache

boten. Ich trat auch in freundschaftliche Beziehungen zu ‹national-revolutionären› Kreisen, welche sich meist um kleine Zeitschriften wie ‹Vormarsch›, ‹Standarte›, ‹Das Reich›, ‹Arminius› u. a. bildeten, und veröffentlichte selbst Artikel in diesen Zeitschriften. Von konservativen Denkern wie Martin Spahn und Edgar J. Jung bis zu radikalen Stürmern wie Friedrich Hielscher und Friedrich Lenz reichten meine Kontakte häufiger Aussprache und gelegentlicher Zusammenarbeit.»[46]

[…]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de